

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1955

6



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Verlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1955

6. Jahrgang

Sechstes Heft – November/Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO HERDING
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

*Titelbild: Die Heilige Familie. Mittelfenster der Esslinger Frauenkirche, schwäbisch, um 1330.
Aufnahme Landesbildstelle Württemberg.*

INHALT

Die Heilige Noccht

Gedicht von Rudolf Schlauch 201

Die Wallfahrtskirche St. Anna in Haigerloch

Von Walther Genzmer 202

Das „Alte Bauhaus“ in Göppingen

Von Werner Lippp 208

Dachständer – müssen sie sein?

Von Gerhard Schneeweiß 210

Geschnitte Wegweiser

Von Hans Schwenkel 213

Zum 90. Geburtstag des Bildhauers

Daniel Stocker

Von Walter Weber 218

Schwäbische Musiker als Freunde Schillers
auf der Hohen Karlsschule

Von Hermann Mall 219

Die regionalen Veränderungen in der
Konfessionszugehörigkeit der Bevölkerung Württembergs einschließlich
Hohenzollern von 1900–1950

Von Emil Fiedler 221

Ottlie Wildermuth und Ottmar Schönhuth

Von Otto Borst 225

Wie in Württemberg der Gregorianische
Kalender eingeführt wurde

Von Rudolf Fröhlich 227

Wegweiser durch die heimatliche Volkskunde 229

Steinbrüche der Zementindustrie im Landschaftsbild

Von Hans Schwenkel 231

Backnanger Lied 232

Buchbesprechungen 233

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 239

Die Heilich Noocht

Huh! – s'is koolt! – Vum Wellemache
Kummt der Bauer middochs hamm.
D'Bäure hat de Kauder gechlachtet
Richt aa d'Zuckerdoggelich nou z'samm.
In der Stuwe raacht der Oufe,
Guck, der Vadder wärmt se drou
Und raacht aa. Und die zwaa Buwe
Molet d'Wälschnüß goldig ou.

S'Mariele prowiert ihr Flüchel
Sell haint owed s'Christkiind san.
Und der Karl haabt mit m Baile
Rum anere Weihnachtstann.
D'Großmueder duet Kuchle zeile
Lange's für da Chrischtaam guet?
Und der Kneecht braucht, isch er Pelzmärt,
Für die Kiind a Hoselruet.

Feierowed is haint bälder
S'Vieh hat Fueder groda gnuech.
Scho werds dunkel und der Hiimel
Braatet aus sa Sternetuech.
S'Christkiind gäh mit leise Glöcklich
Rum im Oord. Gäh zu de Kiind.
D'Mueder awer in der Stuwe
D'Kerzlich ou am Chrischtaam zündt.

Ach was wär mit ihre Sordhe
Mit der Ärwet, Ängscht und Plooch
Doch die Welt. Käm net von owe
D'Heilig Noocht, der Weihnachtsdooch.
Unser Herrgott schickt sa Englich
Aa de Hoheloher nou.
Kummt, mir fraabe uns und beete
S'Christkind in der Krippe ou!

Rudolf Schlauch



Aufnahme Keidel-Daiker

Die Wallfahrtskirche St. Anna in Haigerloch

Von Walther Genzmer

Die Wallfahrtskirche St. Anna in Haigerloch wurde im Jahre 1755 nach zweijähriger Bauzeit fertiggestellt, ist also jetzt gerade 200 Jahre alt. Das Jubiläum wurde in Haigerloch festlich begangen. Und mit vollem Recht; denn das kostbare Kleinod des Rokoko ist ein Kunstwerk von hohem Range, das es verdient, auch einmal an dieser Stelle gewürdigt zu werden, zumal eine im Hinblick auf das Jubiläum vor einigen Jahren begonnene Instandsetzung der ganzen Anlage kürzlich vollendet wurde und als die Erörterung über den architektonischen Urheber des Baues infolge eines wichtigen archivalischen Fundes erneut in Fluss gekommen ist.

Haigerloch, neben Hechingen die älteste Zollernstadt, ist wegen seiner Lage an zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Schleifen des tief eingeschnittenen Eyachflusses eines der eigenartigsten städtebaulichen Gebilde Südwestdeutschlands. Die Stadt bietet nicht nur eine Fülle von malerischen Reizen, die sich aus dem Auf und Ab der Landschaft ergeben, sie besitzt auch eine verhältnismäßig große Zahl wertvoller Baudenkmäler und anderer Kunstwerke von der Stauferzeit bis zur Gegenwart – wir konnten kürzlich in unserem Gedenkaufsatz für den Maler Friedrich Schüz auf die in den letzten Jahren entstandene Rekonstruktion des Abendmahls von Leonardo in der evangelischen Kirche hinweisen.

Seine kunstgeschichtliche Bedeutung aber verdankt Haigerloch vor allem dem hochgebildeten Fürsten Josef Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen, einem echten Rokokofürsten. Fürst Josef Friedrich hielt sich besonders gern in Haigerloch auf, weil er hier ganz selbständig herrschte, während er in der ehemaligen Grafschaft Sigmaringen österreichischer Lehensträger war. Er ließ kurz vor 1750 die Schloßkirche, ein gotisierendes Bauwerk aus der Zeit um 1600, im Innern durch Einziehung hölzerner Gewölbe zeitgemäß umgestalten. Der Wessobrunner Stukkator Nikolaus Schütz (Shyz), wohnhaft in Landsberg am Lech und geschult bei Dominikus Zimmermann, unter dem er in der Wallfahrtskirche Steinhausen arbeitete, schuf die lebendige Stukkierung in der damals üblichen Rocaille-Ornamentik. Neben ihm wirkten der Maler Meinrad von Aw und der Bildhauer Franz Magnus Hobs, zwei Sigmaringer Hofkünstler. Es entstand ein reicher liebenswürdiger Kirchenraum, dem nicht allzu viel an der letzten Vollkommenheit fehlt. Bei der St. Anna-Kirche, die auf Grund eines Gelübdes entstand, griff Fürst Josef Friedrich nach höheren Sternen. Damals näherte sich die Klosterkirche in Zwiefalten ihrer Vollendung. Fürst Josef Friedrich ist sicher gelegentlich von Sigmaringen nach dem nahen Zwiefalten gefahren und hat sich von dem Fortschritt der Arbeiten unterrichtet. Dabei wird er auch



St. Anna in Haigerloch, Blick zum Chorraum

Aufnahme Keidel-Daiker



Putto von Weckenmann am St. Meinrads-Altar
Aufnahme Keidel-Daiker

Johann Michael Fischer, den berühmten Münchener Baumeister, und Johann Michael Feichtmayr, den nicht minder geschätzten Augsburger Stukkator, am Werk gesehen haben. So wird in ihm der Gedanke gereift sein, die beiden Meister für den geplanten Haigerlocher Kirchenbau heranzuziehen. Die Mitwirkung Fischers ist nur mündlich überliefert, während Feichtmayr gelegentlich des Neubaues der Sigmaringer Stadtpfarrkirche als der Verfertiger der Haigerlocher Stukkaturen ausdrücklich erwähnt wird. Die Bauakten und Rechnungen der St. Anna-Kirche sind verschollen. Vor einiger Zeit fand der Fürstlich Hohenzollerische Archivrat Dr. Johannes Maier eine Rechnung des Baumeisters Tiberius Moosbrugger aus Marchtal aus dem Jahre 1757, in der u. a. die Anfertigung eines Modells und eines Risses für die St. Anna-Kirche in Haigerloch aufgeführt ist. Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß in der Barockzeit für wichtigere Bauvorhaben oft mehrere Entwürfe und Modelle von verschiedenen Architekten angefertigt wurden, ehe man sich auf die endgültige Lösung festlegte. Es braucht nur an Vierzehnheiligen, Ottobeuren

oder St. Gallen erinnert zu werden. Dann war es üblich, daß man denjenigen Künstlern, die nicht zum Zuge kamen, ihre Arbeit bezahlte, während der ausführende Baumeister kein besonderes Honorar für seine Vorarbeiten erhielt – ähnlich wie es auch heute bei engeren Wettbewerben zu geschehen pflegt. Die Tatsache, daß Tiberius Moosbrugger im Jahre 1757 für ein Modell und einen Riß bezahlt wurde, spricht also eher dagegen als dafür, daß sein Entwurf der Ausführung zugrundegelegt worden wäre. Aber es gibt noch andere gewichtigere Gründe dafür, es bei der bisherigen Zuschreibung an Johann Michael Fischer zu belassen. Tiberius Moosbrugger ist nach einer Mitteilung des verdienstvollen unermüdlichen Erforschers der Bregenzerwälder Baumeisterzunft, Franz Dieth, Bregenz, am 3. Mai 1727 als Sohn des aus Au im Bregenzerwald stammenden Johannes Moosbrugger in Marchtal geboren. Er gehört also zu der bekannten Vorarlberger Baumeisterfamilie, deren bedeutendster Vertreter, Andreas Moosbrugger, u. a. der Schöpfer der Klosterkirche in Einsiedeln ist. Der Grad der Verwandtschaft zu Andreas Moosbrugger ließ sich bei der Fülle der Träger dieses Namens nicht feststellen. Tiberius Moosbrugger war als örtlicher Bauleiter bei dem von Bagnato entworfenen Klostergebäude in Obermarchtal, das zwischen 1747 und 1753 errichtet wurde, beschäftigt. Später hat er selbstständig einige schlichte Dorfkirchen in der Nähe von Obermarchtal gebaut. Daß er sich zeichnerisch betätigte – freilich in sehr bescheidener Art –, ist durch eine signierte Zeichnung von Wirtschaftsgebäuden des Klosters Obermarchtal bezeugt, die sich beim Staatlichen Amt für Denkmalpflege in Stuttgart befindet. Es ist aber nicht vorstellbar, daß er für eine so reife und meisterliche Konzeption, wie sie der St. Anna-Kirche in Haigerloch zugrundeliegt, befähigt gewesen sein könnte, zumal im jugendlichen Alter von einigen zwanzig Jahren! Ich halte es auch für völlig ausgeschlossen, daß ein so berühmter in ganz Süddeutschland beschäftigter Stukkator wie Johann Michael Feichtmayr, der damals ständig mit Fischer zusammenarbeitete, sich in Haigerloch mit dem jungen unbekannten Moosbrugger zusammengetan haben sollte. Schließlich zeigt eine wichtige Einzelheit, nämlich die Außengestaltung der Fenster bei St. Anna, die in etwas vereinfachter Form den seitlichen Fenstern der Klosterkirche Zwiefalten nachgebildet ist, unverkennbar die Hand Johann Michael Fischers. Auch der junge Haigerlocher Baumeister Christian Großbayer, der als örtlicher Bauleiter bei St. Anna tätig war, kommt für den Entwurf selbtsverständlich nicht in Frage.

Doch nun zum Bauwerk selbst. Die Kirche liegt oberhalb des ehemaligen Tores der Oberstadt über dem steil abfallenden Talhang. Sie bildet mit dem der Eingangsseite gegenüberliegenden Kaplaneihaus eine eindrucksvolle Baugruppe, die von einer ringsumlaufenden Brüstungsmauer zum sogenannten St. Anna-hof zusammengeschlossen wird. Die Brüstungsmauer folgt auf der Talseite dem Halbkreisbogen der Kirchenapsis und trägt auf Pfeilern abwechselnd Büsten und Vasen. Das Kaplaneihaus ist ein anmutiger Bau von 1746 mit einem tief eingekohlten Sandsteinportal, über dem sich eine Balkonplatte mit reichem schmiedeeisernen Gitter herausschwingt. Ob das Kaplaneihaus schon im Hinblick auf die spätere Gesamtanlage errichtet wurde oder ob Fischer erst durch die vorhandene Gegebenheit zu der bezaubernden Komposition angeregt wurde, ist eine Frage, deren Beantwortung nicht möglich, aber auch nicht von entscheidender Bedeutung ist.

Schon das Äußere der Kirche macht mit seinen wohlabgewogenen Verhältnissen und den schlichten aber edlen Gliederungen die Meisterhand eines großen Architekten spürbar. Betritt man das Innere, so ist man zunächst überrascht von einer nicht erwarteten Weiträumigkeit. Die überaus reiche Ausstattung wirkt nicht üppig oder erdrückend, und das hat einmal seinen Grund in der fein durchdachten Verteilung der

Akzente, was man sofort bemerkt, vor allem aber – und das erkennt man erst bei näherer Beschäftigung mit dem Bauwerk – in den harmonischen Zahlenverhältnissen, in denen die einzelnen Raumteile zueinander und in sich stehen: Die drei Raumteile (Langhaus, Querhaus, Chorraum) verhalten sich, gemessen auf der Mittelachse des Baues, wie $2:1:1$. Das Langhaus ist ebenso hoch wie breit. Die Längsausdehnung des Querhauses ist gleich seiner Höhe bis zum Scheitel der flachen Vierungskuppel und gleich der Länge des Langhauses. Die kulissenartige Einziehung des Chorbogens bewirkt eine scheinbare Raumvertiefung. Die drei Raumteile sind zwar deutlich voneinander abgesetzt, doch sind sie durch die verschiedensten Mittel miteinander verklammert und zu einer Einheit verbunden, wie es etwa bei den Fugen Bachs mit mehreren Themen – man denke an die ebenfalls um 1750 entstandene „Kunst der Fuge“ – der Fall ist. Längstendenz und Zentralismus halten sich die Waage.

Die Stuckarbeiten Feichtmayrs sind von höchster Anmut und Eleganz und sind mit den Intentionen des Baumeisters eine untrennbare Einheit eingegangen. Sie sind mit denen der Klosterkirche Zwiefalten nahe verwandt und von gleicher Qualität. Der Stuckmarmor der flachen Wandpilaster ist in Farbe und Struktur ebenso behandelt wie die Dreiviertelsäulen in Zwie-



Außenansicht von St. Anna mit St. Anna-Hof

Aufnahme Marianne Colsmann

falten. Die vergoldeten korinthisierenden mit Muschelwerk reich verzierten Kapitale sind ähnlich wie in Zwiefalten. Die Seitenaltäre mit ihren geistvollen Umrissen finden ihre Entsprechung in den vier kleinen Seitenaltären im Zwiefaltener Querschiff. Auch der Hochaltar zeigt trotz seiner weit geringeren Ausmaße einen ähnlichen Aufbau wie die drei großen Zwiefaltener Altäre. Von größter Delikatesse ist die Modellierung der Altartische, und wie die Glieder einer kostbaren Kette ziehen sich die Apostelkreuze mit den geschnitzten vergoldeten Kerzenhaltern um den ganzen Raum herum.

Die Altarfiguren – in Zwiefalten Werke des genialen Riedlinger Bildhauers Josef Christian – vertraute Fürst Josef Friedrich dem aus Uttenweiler bei Biberach stammenden sehr begabten Johann Georg Weckenmann an, den er im Jahre 1752 als Hofbildhauer nach Haigerloch berief, wo er ein weites Feld der Betätigung fand. Weckenmann schuf die vier Altarfiguren (Altes und Neues Testament auf dem Hochaltar, die in Hohenzollern besonders verehrten Heiligen Meinrad und Fidelis auf den Seitenaltären), dazu eine Anzahl kostlicher Engelpuppen, die sich neben denen Josef Christians wohl sehen lassen können. Die Mitte des Hochaltars, die im Gegensatz zu Zwiefalten offen ist und den Blick auf ein Wandgemälde mit jubilierenden Engeln freiläßt, wird eingenommen von dem Gnadenbild, einer holzgeschnitzten gotischen Gruppe der heiligen Anna selbdritt, auf das die Blicke der Andächtigen durch die Kunst Fischers und Feichtmayrs mit magischer Gewalt hingezogen werden.

Zu Fischer, Feichtmayr und Weckenmann gesellt sich als vierter Künstler der Sigmaringer Hofmaler Meinrad von Aw, einer der besten Rokokomaler Oberschwabens, der kurz vorher mit der Ausmalung der Zisterzienserinnenkirche Klosterwald im Süden von Hohenzollern sein erstes reifes Meisterwerk vollendet hatte und nun, auf der Höhe des Könnens, in Haigerloch ein zweites hochwertiges Werk schaffen durfte. Umspielt von den graziösen Stukkaturen Feichtmayrs zeigt das Deckengemälde im Chor die Legende der heiligen Anna nach dem Protoevangelium Jakobi, das Gemälde der Vierungskuppel die heilige Anna im Kreis ihrer Vorfahren und Verwandten, das große Deckenbild im Langhaus die Widmung der Kirche an die Mutter Anna durch den Fürsten Josef Friedrich. Er steht in blauem Mantel in der Mitte der irdischen Szene und neben ihm die drei in Hohenzollern ansässigen Künstler: der Bildhauer Weckenmann, der Maler Meinrad von Aw und der Baumeister Großbayer. Warum die eigentlichen Schöpfer des Bauwerks, Fischer und Feichtmayr, nicht dargestellt sind – aus

Lokalpatriotismus oder gar aus Eifersucht –, wissen wir nicht. Meinrad von Aw malte weiter den schon erwähnten Hintergrund des Gnadenbildes hinter dem Hochaltar und an der Emporenbrüstung das übliche Engelkonzert. Die Awaschen Gemälde geben dem Farbenprogramm des Raumes nach oben hin den erstrebten Abschluß: von dem ergebundenen Dunkelbraun des Gestühs über die Pastellfarben der Pilaster und der Altäre und das Gold der Kapitale und Ornamente, die sich von dem Schneeweiß der Wände wundervoll abheben, zu den kontrastreichen aber fein abgestimmten Farben der irdischen Szenen, die wiederum in bewußtem Gegensatz stehen zu der überirdischen Helligkeit der himmlischen Szenen, die mit dem zarten Himmelblau den Raum nach oben zu öffnen scheinen und ihn in die himmlische Sphäre hineinnehmen.

Als ein weiterer – bisher noch unbekannter – Künstler wirkte bei der Gestaltung des kostbaren Ensembles der Erbauer der zweiteiligen Orgel, die die Empore der Eingangswand rechts und links hinter der Fürstenloge einnimmt und deren Pfeifenwerk sich unberührt erhalten hat, so daß es noch heute möglich ist, den Raum mit den durchsichtigen sanften oder strahlenden Klängen der Barockmusik zu erfüllen. Das Äußere des hölzernen Orgelgehäuses, das bis zur Instandsetzung einen neutralen grauen Ton zeigte, hat seine ursprüngliche großartige Farbigkeit – Zinnober auf Silbergrund und vergoldete Ornamente – wiederbekommen.

Die sorgfältige denkmalpflegerische Erneuerung des Innenraumes ist eine vorzügliche Arbeit des Sigmaringer Malers und Restaurators Josef Lorch. Auch das Äußere der Kirche wurde unter Lorchs Leitung in seiner ursprünglichen Art wiederhergestellt. Die Büsten, die die heilige Sippe darstellen, und die Vasen, meisterliche Arbeiten von Weckenmann, mußten wegen der weitgehenden Verwitterung des roten Sandsteines durch Kopien ersetzt werden. Die Kopien der Büsten und eines Teiles der Vasen fertigte der Rottenburger Bildhauer Schneider in guter Einfühlung in den Weckenmannschen Stil. Für zwei Büsten, deren ursprüngliche Form nicht mehr ganz erkennbar war, schuf der Münchener Bildhauer Franz Lorch, ein Bruder des Restaurators Josef Lorch, Modelle mit Ergänzungen, die sich den anderen Büsten sehr gut anpassen.

So ist uns, was nicht zuletzt der unermüdlichen Werbetätigkeit des Haigerlocher Stadtpfarrers Gulde verdankt wird, der sich um die Erlangung namhafter Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln erfolgreich bemühte, ein Gesamtkunstwerk von – wir dürfen es sagen – europäischem Rang, sozusagen ein Zwiefalten



Deckenfresko im Langhaus von St. Anna: Die Widmung der neu erbauten St. Annakirche
durch Fürst Joseph an die Hl. Mutter Anna
Aufnahme Keidel-Daiker

in verkleinertem Maßstabe, in seiner unbeschreiblichen Schönheit wiedergeschenkt worden. Auch für diejenigen Kunst- und Heimatfreunde, die das Bauwerk in seinem bisherigen Zustande kannten und liebten, lohnt sich ein erneuter Besuch der Annakirche,

um so mehr, als in diesem Sommer und Herbst auch das Innere der Schloßkirche, das anfangs des Jahrhunderts farbig entstellt war und dringend einer Instandsetzung bedurfte, durch Josef Lorch seine echte Farbigkeit zurückerhalten hat.



Das „Alte Bauhaus“ in Göppingen

Von Werner Lipp

Vor kurzem ist das „Alte Bauhaus“ in Göppingen der Spitzhacke zum Opfer gefallen. Damit ist eines der wenigen mittelalterlichen Gebäude abgegangen, die über den Stadtbrand von 1782 hinaus bis heute der Stadt Göppingen erhalten geblieben waren.

Die genaue Bauzeit ist urkundlich nicht mehr festzustellen, konstruktiv gesehen liegt sie im 16. Jahrhundert. 1772 wird es im Brandversicherungsbuch als „Bauhaus auf dem Wasen“ bezeichnet. Band 64 der Akten von 1789 besagt: „Bei gemeiner Stadt sind immerhin und vor dem Brand 2 Bauhäuser zugegen gewesen, wovon das, außer der Stadt, zur Aufbewahrung des Brenn- und Bauholzes, auch anderer Baumaterialien gebraucht, das, innerhalb der Stadt ... Seit dem Brand hat man sich allein mit dem Bauhaus außerhalb der Stadt beholfen, da solches aber etwas entlegen und in der äußersten Vorstadt befindlich, beschließt der Magistrat den Bau eines zweiten Bauhauses.“

Inzwischen ist viel Wasser den daneben liegenden Mühlbach hinabgeflossen und das Bauhaus ist nicht mehr „etwas entlegen“, sondern mitten in der Stadt.

Bestimmt ist der Bau rein äußerlich gesehen kein erhebendes Baudenkmal, obwohl seine Proportionen

recht glückliche sind. Betritt man aber das Innere, so hebt man gerne den Hut ab und betrachtet mit ehrlicher Bewunderung die überlegt ausgeführte Zimmermannskonstruktion.

Der Grundriß des Gebäudes ist ein Rechteck mit rund 200 qm ungeteilter Bodenfläche. Zugang und Belichtung erfolgt im Erdgeschoß durch zwei gegenüberliegende zweiflügige Tore in den Giebelseiten, deren Flügel etwa 60 cm unter dem Sturz abschließen und so dem Licht Zutritt lassen. Die drei Giebelgeschosse werden durch unverglaste Fenster belichtet, die durch Bretterläden verschließbar sind. Die Stockwerkshöhen betragen im Erdgeschoß 3,65 m, in den drei Dachgeschossen je 2,30 m. Die Dachneigung ist – wie wir es von vielen mittelalterlichen Gebäuden her kennen – etwa 52 Grad (Verreihungswinkel).

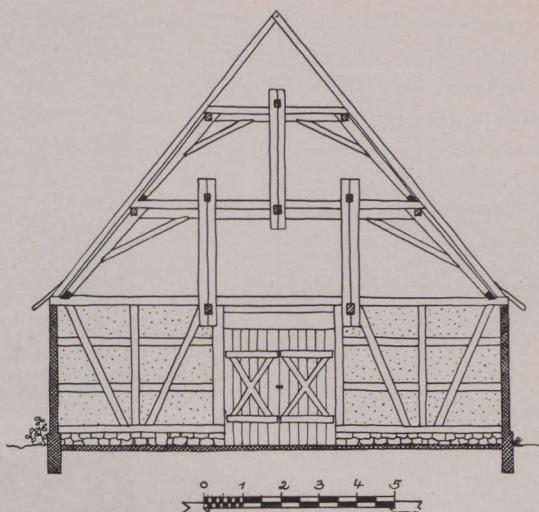
An Baustoffen finden wir auch bei diesem Bau solche vor, wie sie in der nächsten Umgebung gewonnen werden konnten. Über einem 40 cm starken Fundament- und Sockelmauerwerk aus Brauneisensandstein erhebt sich das mit gleichartigen Bruchsteinen ausgeriegelte und feldweise verputzte Eichenfachwerk von 20 cm Stärke. Das Giebelfachwerk schließt geschoßweise über und wechselt vom 1. Dachgeschoß mit 16 cm Wandstärke über 14 cm im zweiten auf

12 cm Wandstärke im dritten Dachgeschoß (Spitzboden). Auch das Giebelfachwerk ist mit Bruchsteinen ausgemauert, feldweise verputzt und – ebenso wie im Erdgeschoß – außen und innen vollständig überkalkt.

Der Dachstuhl ist als ausgesprochenes Kehlbalkendach mit liegenden Stühlen und Hängesäulen ausgeführt.

Die Deckenbalken, 20/22 cm stark, sind über die Rähme der Umfassungswände gekämmt und gehen über die ganze Hausbreite hinweg. Jeder zweite Deckenbalken wird durch einen Kopfbug unterstützt, der an einem Wandpfosten sein Widerlager hat. Die Sparren 17/18 cm sind am Fuße im Abstand von 75 cm eingezapft, am First durch Scherzapfen verbunden, dazwischen sind die Kehlbalken eingezapft. Die liegenden Stuhlsäulen ruhen auf einer geschrägten Fußpfette und nehmen an ihren oberen Enden mittels eines Versatzes die Spannriegel 20/23 cm auf. Die weitere Querversteifung bilden Kopfbüge 19/19 cm. Die Längsaussteifung besorgen Büge 16/16 cm, die von den Fußschwellen aus sich paarweise an den Stuhlsäulen treffen.

Die Durchbiegung der Decken nach unten verhindert das Hängewerk, dessen Hängesäulen bei den Bindern im Abstand von 3,50 m angeordnet wurden. Die Aufhängung erfolgt durch Decken-Unter- (22/26 cm) und Überzüge (18/26 cm), die jeweils zwischen einem Hängesäulenpaar (zwei Hölzer 18/26 cm) gelagert sind. Das Hängesäulenpaar wird oben und unten durch seitliche schmiedeeiserne Bänder zusammengehalten. Der Dachfuß (Hauptgesims) wird durch Aufschieblinge mit 50 cm Dachvorsprung gebildet,

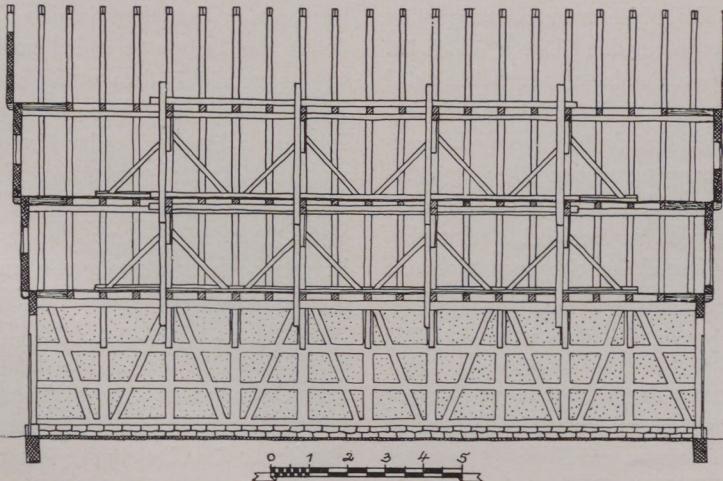


Altes Bauhaus Göppingen, Querschnitt

der stockwerkweise abgetreppte Ortgang mit 25 cm Dachvorsprung durch Hängebretter und Zahnenleisten.

Als Dachdeckung dienen Biberschwänze in Spließdeckung. Alle Fenster des Erdgeschosses sowie die Schornsteine wurden erst Ende des letzten Jahrhunderts eingebaut, gehören also nicht zur ursprünglichen Gestalt.

Nach diesem kurzen Rundgang durch das „Alte Bauhaus“ sehen wir, daß auch ein äußerlich bescheiden erscheinendes mittelalterliches Gebäude in seinem Inneren allerhand wertvolle Überraschungen bereithalten kann.



Altes Bauhaus Göppingen, Längsschnitt

Dachständer – müssen sie sein?

Von Gerhard Schneeweiss



Der von einem Dachfenster aus besteigbare große Ständer stört die Geschlossenheit der ruhigen Dachfläche

Aufnahme Landesbildstelle

Ein Wohnhaus ohne elektrischen Strom ist heute völlig undenkbar, dabei gewinnt bei der fortschreitenden Technisierung des Haushalts die Elektrizität im Hause noch immer an Bedeutung. Ein großer Vorteil ist dabei die unsichtbare Verlegung der elektrischen Leitungen im Inneren des Hauses, wie dies bei der Gas- und Wasserinstallation nicht ohne weiteres möglich ist.

Ein umstrittenes Problem ist aber die elektrische Zuleitung von außen zum Gebäude. Während hier die Gas- und Wasserversorgungsleitungen im Erdreich verborgen bleiben, geschieht die Stromzuleitung sehr häufig in sichtbaren Freileitungen, obwohl auch der Strom unsichtbar in Erdkabeln zum Hause geführt werden kann, so wie das in den Städten üblich ist. Durch die notwendig werdenden Grabarbeiten wird aber der Stromanschluß mit Erdkabeln erheblich verteuert, so daß auf dem Lande in alten und neuen Siedlungen die Freileitung beinahe zur Regel geworden ist. Eine lobenswerte Ausnahme macht die neue Siedlung auf dem Amorbacher Feld bei Neckarsulm, bei der die Landschaft und die einzelnen Gebäude nicht mehr von sichtbaren Leitungen und Dachständern entstellt werden, weil dort auch in dieser Beziehung vorbildlich geplant worden ist.

Wie sieht es aber sonst damit in unseren Dörfern aus? Die ruhigen Dachflächen der alten Ortschaften wie auch die neuen Siedlungen und Ortserweiterungen werden durch einen Wald von Dachständern und ein Netz von Drahtleitungen in ihrem äußeren Bild

schwer beeinträchtigt und gestört. Vorurteilslos werden oft Freileitungen übernommen und keine Anstrengungen gemacht, das notwendige Übel zu mildern. So machen viele Ortschaften den Eindruck als wären sie ausschließlich zu dem Zweck gebaut worden, um nachträglich die elektrischen Freileitungen darüber hinwegführen zu können. Häßlich sind die großen Dachstände auf den Hausfirsten, von denen sich die Leitungsdrähte von Haus zu Haus weiterschwingen. Die Stände auf den Hausfirsten heben sich gegen den Himmel als besonders unangenehme Silhouette ab und unterteilen die Firstlinien in sehr schlechtem Verhältnis (häufig eins zu eins). Vielarmige Eisenstände entstehen an den Knotenpunkten, von denen die Leitungen radial nach allen Richtungen weglauen und die dem technischen Fortschritt zuliebe scheinbar in Kauf genommen werden müssen. In der Erkenntnis dieser störenden Firststände wird oft versucht, die Stände etwas tiefer auf der Dachfläche aufzusetzen, und zwar meist auf der der Straße abgelegenen Dachfläche, wodurch die unangenehme Silhouettenwirkung etwas gemildert werden kann, und die Drähte wenigstens von der Straße her etwas verdeckt sind. Die frühere Vorschrift, daß die Stände so hoch sein müssen, daß eine Berührung der Drähte vom Dach aus nicht möglich ist, wurde inzwischen zugunsten von kleineren Ständern aufgehoben, ohne aber damit das Übel an der Wurzel zu treffen. Weniger auffällig als der Dachständer ist der sogenannte Giebelanschluß, bei dem die Leitungsführung

von Holzmasten aus zum Giebel erfolgt. Die Drähte verlaufen nicht mehr über die Hausdächer hinweg, sondern ähnlich den Telegraphenleitungen entlang den Landstraßen von Holzmast zu Holzmast. Die Drähte sind auch hier sichtbar, doch sind sie mehr vom Dach und Hauskörper losgelöst, auch sind die Masten in der Regel niedriger als die exponierten Firste. Gerade bei neuen Siedlungen mit nicht ausgebauten 25–30 Grad geneigten Dächern wird durch den Giebelanschluß die Geschlossenheit der Dachflächen nicht gestört.



Verteiler-Ständer als Bekrönung einer Wirtschaft

Trotz der gestalterischen Unzulänglichkeit der Dachständeranschlüsse werden diese von den meisten Elektrizitätsversorgungsunternehmen den Giebelanschlüssen vorgezogen. Die Ständer lassen sich leichter anbringen, und die Leitungen können auf einfachste Art nach allen Richtungen hin gezogen werden. Dieser Weg des geringsten Widerstandes ist aber hier fehl am Platz, denn er geht auf Kosten eines geordneten Ortsbildes. Man weist ferner von dieser Seite darauf hin, daß aus Sicherheitsgründen beim Giebelanschluß die spannungsführenden Drähte von Giebel-



Auch auf der Hausrückseite stören die Ständer, besonders wenn sie aus dem Dachaufbau herauskommen



Einem Rathaus wünscht man eine würdiger Dominante als Luftschutzsirene und Verteilungsständer



Häuser als Träger elektrischer Leitungen. Holzmasten hinter den Häusern würden nicht auffallen
Aufnahmen Schneeweiss



Auf diesem kleinen Wohnhaus wäre ein Dachständer unerträglich. Der Giebelanschluß rechts fällt kaum auf



Hier sind keine elektrischen Leitungen zu sehen. Die Freileitung führt bis zu einem Holzmast im Garten und von dort als Erdkabel in das Haus

Aufnahmen Landesbildstelle

fenstern nach oben einen Mindestabstand von 2,5 m, nach unten oder seitlich von 1,25 m haben oder die Fenster vergittert werden müssen. Dieser vorgeschriebene Abstand kann aber in den häufigsten Fällen leicht eingehalten werden. Als betrieblicher Nachteil wird angeführt, daß über die Dauer der Erneuerung des Außenputzes die Leitung abgeklemmt oder spannungslos gemacht werden muß. In diesem Fall kann dem Bauherrn eher die kleine Unannehmlichkeit zugemutet werden, daß man ihm alle 20 Jahre bei der Erneuerung des Außenputzes oder des Außenanstrichs für ein paar Stunden tagsüber den Strom abschaltet, als daß er sich ein Leben lang beim Anblick seines Hauses an den häßlichen Eisenbekrönungen ärgert. Endlich wird der Einwand erhoben, daß die heute üblichen Bauweisen die Anbringung eines Giebelanschlusses zum Teil nicht zulassen, da die Giebel den erheblichen Zug der Leitungsrähte nicht aufnehmen könnten, oder daß es dadurch zu Rissebildungen käme. Im Zeitalter des Zements wäre dies ein beschämendes Zeugnis für die heutigen Bauweisen, denn es gehört zu den elementaren Forderungen an ein Haus, daß es den Kräftebeanspruchungen von außen wie von innen gewachsen sein muß.

Der Giebelanschluß ist in den meisten Fällen dem

Dachständer vorzuziehen, wenn schon die ideale Zufuhr des Stroms durch Erdkabel aus finanziellen Gründen unterbleiben muß.

Aufgabe für den Architekten und den Bauherrn ist es, die hier aufgeworfenen Fragen nicht als Nebensächlichkeiten abzutun. Häufig wird die Frage des Stromhausanschlusses allein dem betreffenden Kraftwerk überlassen, bis die Bauenden hinterher enttäuscht vor vollendete Tatsachen gestellt werden. Der Architekt wird für seine berechtigten Wünsche beim Elektrizitätsversorgungswerk Gehör finden, wenn er rechtzeitig mit dem Unternehmen die befriedigendste Lösung sucht, und es nicht dem Zufall überläßt.

Die besten Planungsabsichten werden hintendrein gestört, und der schönste Entwurf sieht nachher anders aus als beabsichtigt, wenn man scheinbare Nebensachen dem Zufall überläßt. Zu diesen technischen Errungenschaften, die bei den Baueingaben gar nicht zum Ausdruck kommen, gehören auch alle Arten von Antennen für Ultrakurzwellen und Fernsehempfang. Bei dem hohen Stand der Technik müßten hier Lösungen zu finden sein, welche das sichtbare Leitungsgewirr auf unseren Dächern entbehrlich machen. Hier gibt es noch lohnende Aufgaben.



Dieses Haus am Dorfrand sollte einen Dachständer bekommen, wie die Häuser der Nachbarschaft. Auf Wunsch des Bauenden wurde die Freileitung von einem Holzmasten rechts hinter den Bäumen zum Giebel geführt.

Aufnahme Ohler

Geschnitzte Wegweiser

Von Hans Schwenkel

In der Tagespresse werden nicht selten geschnitzte Wegweiser abgebildet und meist als kleine Kunstwerke gerühmt, welche die Landschaft bereichern und den Fremdenverkehr fördern.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die breiten Schichten der Bevölkerung zum mindesten keinen Anstoß an den geschnitzten Wegzeigern nehmen, ja meist sogar großen Gefallen daran finden, einer Minderheit sind sie ein „Ärgernis und eine Torheit“. Über die Frage der Zweckmäßigkeit solcher Wegweiser kann man wohl sachlich sprechen, über die der Schönheit als einer Geschmacksfrage weniger, denn niemand läßt sich gerne sagen, daß er einen schlechten Geschmack habe oder daß in Geschmacksfragen die Mehrheit nicht zu entscheiden habe. Man bekommt dann in der Regel die Antwort: „Über Geschmacksfragen läßt sich bekanntlich nicht streiten“. Und doch gibt es gewisse Maßstäbe für gut oder schlecht, die freilich auch nicht allgemein anerkannt werden.

Geschnitzte Wegzeiger werden schon seit vielen Jahrzehnten verwendet, doch erfreuen sie sich erst neuerdings besonderer Beliebtheit. Ihre Ausbreitung ging

von der Holzschnitzerschule Furtwangen im südlichen Schwarzwald aus, die für ihre Schüler ein neues Feld der Betätigung gefunden zu haben glaubte. Sie sah dabei mehr auf die Güte der Schnitzarbeit selbst, als auf den Wegzeiger als solchen, so daß schon von Anfang an Verirrungen vorkamen. Zuerst sah man geschnitzte Wegzeiger nur in der Nähe von Kurorten, in Fremdenverkehrsgegenden, in viel besuchten Ausflugs-, besonders in Waldgebieten. Neuerdings trifft man sie aber auch an Autostraßen, ja inmitten von Städten und Industrieorten, beispielsweise in Sindelfingen auf dem Marktplatz oder in Waldenbuch an der Durchgangsstraße. Es scheint so, als ob den technisierten Menschen unserer Zeit vielleicht in bester Absicht eine kleine Dosis Romantik in künstlerischer Form dargeboten werden soll, um sie auf landschaftliche Schönheiten, auf sonstige Werte der Heimat, aber auch auf Gaststätten und dergl. hinzuweisen. Man sieht, daß diesem Bedürfnis nach Romantik auch sehr oft an rein technischen und störenden Tankstellen mit Blumen, Steingärten und Findlingen Rechnung getragen wird. In erster Linie aber sollen die



1. An diesem Wegzeiger bei Garmisch ist der Pfahl mit Pflanzenornamenten, flachen Figuren und Spruchbändern geschmückt, während die Tafeln selbst nur Aufschriften tragen, zu beanstanden ist nur die zu starke Farbgebung der Verzierungen

Aufnahme Beckert

geschnitzten Wegzeiger den Fremdenverkehr fördern und Kurgäste anlocken. Der Verdacht liegt nahe, daß wirtschaftliche Absichten mit scheinbar kulturellen Darbietungen gekoppelt oder gar getarnt werden.

Zunächst geht es um die Frage der Zweckerfüllung des Wegzeigers. Soll oder darf der Wegzeiger mehr bieten, als eben den Weg zu zeigen? Im allgemeinen gilt als Gesetz, daß zwar etwas Zweckmäßiges nicht unbedingt schön ist (zum Beispiel ein Starkstrommast), das Schöne aber der Zweckerfüllung nicht im Wege stehen darf. Was offenkundig zweckwidrig ist, kann schwerlich schön sein. Ein rein sachlicher freistehender Wegzeiger besteht aus einem senkrechten Pfahl und einer schmalen Tafel, die in die jeweilige Richtung weist. Die Tafel selbst kann am Ende etwas zugespitzt sein, sie kann einen Richtungspfeil auf der Fläche aufweisen (er ist nicht unbedingt nötig) und muß eine klare und gute, leicht lesbare Schrift tragen.

An Straßengabeln oder an Straßenkreuzungen und Straßensternen sind mehrere Tafeln nötig, die oft an sich schon zu schwer wirken. Farbiger Anstrich kann dem Zweck dienlich sein, er kann auch beleben und das Holz oder Gußeisen des Wegzeigers schützen. Früher trug der Pfahl oft auch die Landesfarben in gewundenen Bändern. Der Wegzeiger diente also zugleich sozusagen der Landeskunde, in diesem Fall schon über seinen eigentlichen Zweck hinaus. Ein rein sachlicher Wegzeiger kann bereits nach seinen Verhältnissen plump, grob und häßlich sein oder – etwa bei Holzausführung – Werkgerechtigkeit vermissen lassen. An einen sachlichen Wegzeiger sind etwa die Forderungen des Werkbundes zu stellen. Wie ein Glas oder ein Becher von guter Form auch durch Ornamente, Ranken, Blumen, Tiere und dergleichen geschmückt sein kann, so kann dies auch ein Wegzeiger – vielleicht nicht gerade an Autostraßen und in Industriegebieten – in Parken, Kur anlagen, Fremden- und Wandergebieten sein (Abb. 1, 2 und 3). Der Schmuck kann ganz abstrakt sein und aus bloßen Ornamenten bestehen oder er kann auch Beziehungen zum angezeigten Ziel haben. Doch muß der Schmuck sich ganz dem Zweck und der Grundform des Wegzeigers unterordnen und in den Wegzeiger eingehen. Alles Gegenständliche darf nicht naturalistisch, nicht allzu plastisch dargestellt werden, sondern stilisiert, vereinfacht und flach. Die Tafel erträgt außer der Schrift keinen oder nur wenig Schmuck. Ein Wegzeiger zum Beispiel in Thüringen „Zum Tatzelwurm“ zeigte auf dem runden, leicht geschwungenen Pfahl einen eingeritzten Tatzelwurm, der sich um den Pfahl windet. In diesem Sinn wäre mit Phantasie viel Einwandfreies zu schaffen. Der Wegzeiger würde belebt und verschönert, so etwa wie die geschnitzten Balken an einem Fachwerkhaus. Von diesen Möglichkeiten für ornamentale oder bildlichen Schmuck ist bis jetzt viel zu wenig Gebrauch gemacht worden, während doch die Flächen des Pfahles oder die Kanten einen Holzbildhauer dazu geradewegs herausfordern müßten.

Gefährlich wird die Schnitzkunst am Wegzeiger erst dann, wenn sie den Sinn des Wegzeigers verkennt, über die Grundform hinausgreift oder gar den Wegzeiger zur Nebensache und das geschnitzte Bild zur Hauptsache macht, indem man es der Tafel oder dem Pfahl aufsetzt. Der Wegzeiger wird dann zum Bildständer. Die Absicht ist dabei, im Bild zu zeigen, was man etwa in der angewiesenen Richtung zu erwarten hat. Wenn es sich um zwei, drei oder noch mehr Bilder handelt, wird die Sache noch bedenklicher und gefährlicher. Da wird zum Beispiel dargestellt: ein

Kellner mit Tablett in Stehkragen und Frack (beim Hinweis auf eine Gaststätte), ein Zwerg (beim Hinweis auf eine Höhle), die Gaststätte selbst mit dem „Weißen Rößle“, der Inhalt eines Heimatmuseums (so reichlich, daß man kaum mehr hinzugehen braucht), ein von einem Mann gerolltes Faß (Zur Weinkellerei), ein Auto mit Schutzmann (als Hinweis auf eine Reparaturwerkstätte mit Tankstelle!), ein Jäger mit Tannenbäumen (zum Schönbuch!) oder mit Auerhahn und Henne, der Schäferlauf mit Felslandschaft (nach Urach!), der ach! so beliebte Lichtenstein, ein Bau- oder Kunstdenkmal, eine alte Brücke (Calw), ein ganzes Langholzfuhrwerk mit Pferden und langen Baumstämmen, eine mit Gold und Edelsteinen geschmückte Dame (Pforzheim) oder gar – als Gipfel der Verirrungen – ein Kranker, der auf einem Schubkarren (zum Kurhaus) gefahren wird (Münstereifel, Abb. 6), ein Kurhaus, der Kursaal, oder ein Landschaftsbild mit Ruine oder mit dem Ortsbild (Abb. 4), ein mit Koffern rennender Mann (zum Bahnhof!). Wie vieles ist da schon von vornherein überflüssig



2. Sehr guter, mit Schnitzereien verzierter Wegweiser bei Fellbach am Aufstieg zum Kappelberg, das Pflanzenornament des Weinstocks umrankt den Pfahl. Die Tafel, die werkgerecht in den Pfahl eingelassen ist, trägt eine deutlich erhabene Schrift

Aufnahme Schwenkel



3. Gut gestalteter Wegzeiger vor dem Städt. Heimatmuseum Schwenningen, von Bildhauer W. Müller in Schwenningen

Aufnahme Ströbel

(Abb. 7). Dann sieht man Wegzeiger, die der Belehrung, der Volkserziehung oder gar der Werbung dienen (man soll Hunde an der Leine führen, drastisch im Bild dargestellt), oder jeder soll zur Kreissparkasse gehen, oder man soll den Zoo besuchen. Billige Witze, grobe Zerrbilder und eine recht grobe „sprechende“ Machart sind in vielen Fällen die Regel. Der Wegzeiger ist aber kein Ersatz für Witzblätter. Schließlich wendet er sich auch nicht an Analphabeten, die es ja bei uns kaum noch gibt. Wenn der ursprüngliche Zweck des Wegzeigers zur Nebensache, das Bild und der Witz zur Haupsache werden, ist der Wegzeiger schon verfehlt, ja oft ist dem Beschauer der Besuch des betreffenden Ortes im voraus schon verleidet, die freie Natur ist durch ihre Konkurrenten auf dem Wegzeiger nicht selten geradezu mißachtet. Von ferne sehen viele geschnitzte Wegzeiger wie unförmliche Klumpen aus. Was dabei die schlechte Wirkung tut, ist der unruhige Umriss und die im Verhältnis meist viel zu schwere Masse (besonders wenn es sich um mehrere Wegzeigerarme handelt). Diese Einwände



4. Wegzeiger an einer Straßenkreuzung zwischen Ebnisee und Kaisersbach
Aufnahme Schwenkel



5. Trotz Aufwand von soviel Kunst ist nur Lächerlichkeit erreicht
Aufnahme Schuster

fallen weithin weg, wenn eine Wegzeigertafel oder ein Hinweisschild auf dem Hintergrund einer Hauswand angebracht sind, gute Gestaltung vorausgesetzt. Häufung wäre auch hier vom Übel. Wo man glaubt, im Interesse des Fremdenverkehrs auf geschnitzte Bilder nicht verzichten zu können, möge doch dieser Weg beschriften werden. Auch die Art der Anbringung etwa von einem geschnitzten Flachrelief auf einer Wand ist wesentlich; denn Holz und Stein gehen nicht ohne weiteres zusammen. Unbedingt abzulehnen ist jede Verquickung des Wegzeigers mit Reklame, insbesondere mit zweckfremder Markenartikel-Reklame; es könnte sonst der Fall eintreten, daß Coca-Cola die geschnitzten Wegzeiger fix und fertig liefert, um die Künstler zu beschäftigen und dem „Fremdenverkehr“ oder dem Gastwirt Geld zu sparen, aber wohl kaum aus reiner Menschenliebe.

Auf die Frage, ob die Verbindung von Schnitzbild oder Plastik mit dem Wegzeiger überhaupt abzulehnen sei, wird nochmals zusammenfassend geantwortet: Am besten unterbleibt sie ganz. Für alle Fälle ist die Verquickung gewagt und erfordert feinen Takt, Sinn für Maß und Gleichgewicht, nicht bloß sicheres Können in der Schnitzkunst. Am ehesten erträgt der Pfahl in der Verlängerung eine Plastik. Ich sah einmal in einer ganz abgelegenen Gegend auf einem Wegzeiger einen von einem Handwerker ausgesägten Gockel, der sehr lustig aussah. Auf dem Wegzeigerarm, der auf einen zoologischen Garten hinwies, sah ich einmal zwei halbplastische Papageien. Der Wegzeiger darf als solcher weder in seinem Zweck noch in seinem Umriß beeinträchtigt werden. Man sollte auch nicht vergessen, daß eine sinnige Betrachtung idyllischer oder humorvoller Bilddarstellungen dem Autofahrer unmöglich ist. Bild-Wegzeiger sind daher für den Autofahrer von vornherein völlig sinnlos. Ihren Zweck erreichen sie nur an Fußwegen, an Rastplätzen, besonders in Fremdenverkehrsgebieten.

Bedauerlich bleibt, daß der früher sehr häufige, niedrige, behauene Werkstein als Wegzeiger zum Beispiel im Wald so wenig verwendet wird. Es bestünde da die Möglichkeit, nicht bloß die Aufschrift, sondern auch etwa das Ortswappen oder sonstige Zeichen, Bilder oder Sinnbilder einzuritzen und dem Wanderer in einer freundlichen Geste geschmackvoll entgegenzukommen. Wie viele Motive aus Sagen oder aus Märchen gäbe es da! Auch ein schöner Spruch oder ein guter Vers würden erfreuen, wie dies z. B. auf der Insel Mainau geschieht. Doch scheiden dabei natürlich Autostraßen aus.

Es liegen gewiß viele Fälle vor, in denen nicht bloß an Fremdenverkehr oder sonstigen Nutzen gedacht wird,

sondern wo man in bester Absicht den Menschen eine Freude machen möchte. Mancher Bürgermeister glaubt vielleicht auch, im Sinne der Heimatpflege zu handeln. Geschnitzte Bilder sind immer noch erfreulicher als nackte Emailtafeln (Abb. 8) gar mit Markenartikelreklame, wie sie früher von den Geschäftemachern geliefert worden sind und heute mit Coca-Cola-Reklame überall wieder auftauchen. Aber man soll nie vergessen, daß ein freistehender Wegzeiger in der Landschaft etwas sehr Anspruchsvolles und Auffallendes ist, und daß er darum zur öffentlichen Kritik besonders herausfordert. Hier kann nur schlichte Sachlichkeit oder echte Kunst bestehen, und auch die bestgemeinte Heimatpflege darf nicht in Heimattümelei ausarten.

Die Holzbildhauer haben heute gewiß einen schweren Stand, aber sie sollen ihre Kunst nicht mißbrauchen lassen, sonst bringt sie sich selber in Verruf. Auch geschnitzte Wegzeiger können einwandfrei sein, wie oben gezeigt wurde. Wie wäre es sodann mit Orts-tafeln am Ortseingang in Holz mit Ortswappen, schöner Schrift, ornamentalem Schmuck oder einem sonstigen Symbol (etwa vor Kornwestheim der Salamander der Schuhfabrik, nicht freistehend, sondern in einem flach geschnitzten, sogar farbigen Bild, anstatt einem riesigen Plakat)? Auch neue Hauszeichen in Holz, Bildstücke für „Stationen“ des Leidens Christi (die oft so dürftig sind) im Freien und in Kirchen wären dankbare Motive. Große Möglichkeiten bieten auch die Grabmale und u. U. die Ehrenmale. Gibt die Kirche keine Aufträge für geschnitzte Altäre und Heiligenfiguren? An manchem vornehmern Neubau könnte der Architekt anregen, in einer geschützten Nische eine Holzplastik aufzustellen. Wenn der Heimatschutz die oben geschilderten Wegzeiger als Verirrung ablehnt, so brauchen die Holzbildhauer darum nicht brotlos zu werden. Es liegt in ihrem eigensten Interesse, sich gegen Pfuschwerk und Mißbrauch zu wenden und die Holzschnitzkunst am richtigen Ort einzusetzen.



6.



7.



8.

6. Wegweiser zum Kurhaus Münstereifel mit einem Kräiken auf einem Schubkarren
Aufnahme Lindner

7. Vielleicht kommt ein Pärchen auch ohne Schnitzerei auf den Gedanken, den Uferweg Bad Lindau zu gehen
Aufnahme Schuster

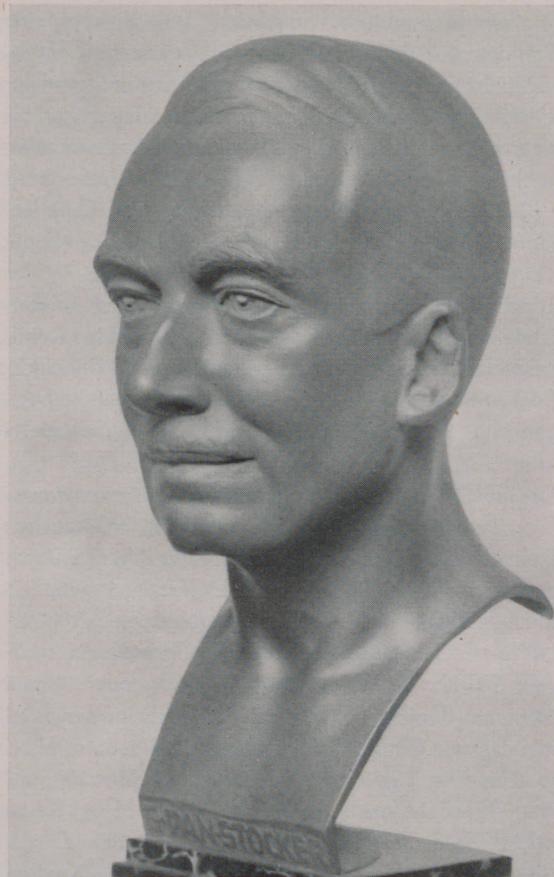
8. Die bloße nüchterne Sachlichkeit des Wegzeigers befriedigt auch nicht
Aufnahme Schwenkel

Zum 90. Geburtstag des Bildhauers Daniel Stocker

Am 9. Juli d. J. hatte der in seiner Vaterstadt Stuttgart und im ganzen Lande hochgeachtete Plastiker Professor Daniel Stocker in geistiger Frische und Gesundheit sein 90tes Lebensjahr vollendet. Der Künstler verdankt die Einführung in die Bildnerei dem damaligen führenden Haupt Adolf von Donndorf, der die Grundlagen seiner künstlerischen Erziehung noch in der unter Goethes Obhut gegründeten Weimarer Kunstscole erhielt und der als Schüler und Mitarbeiter Rietschels unmittelbar an die großen Traditionen des Rauchschen Klassizismus anknüpfte. So finden wir in Donndorf jene idealistische Stilrichtung in der Bildhauerkunst verkörpert, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Stuttgart in voller Blüte stand.

Unter Donndorfs Schülern, die sich später meist ziemlich unabhängig von seinem Stil entwickelten, stehen obenan die Brüder Daniel und Rudolf Stocker sowie Emil Kiemlen. Unter ihnen hat der vor 90 Jahren geborene Daniel Stocker die umfangreichste Betätigung in Stuttgart aufzuweisen. Neben seinem Akademiestudium gaben ihm ausgedehnte Studienreisen nach Italien und Frankreich das weitere Rüstzeug für sein späteres vielseitiges und erfolgreiches Schaffen. Dank seiner geistigen Herkunft aus der klassizistischen Schule hat er als Idealist, als Künstler, stets dem Bleibenden und dem Zeitlosen Ausdruck verliehen. Aber man fühlte gerade bei ihm die zunehmende Abwendung von dem klassizistischen Kanon zugunsten einer freieren Stilrichtung, wie sie das Zeitalter des Realismus in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz von selbst dem jungen Nachwuchs nahelegen mochte. Die sachkundige und geschmacksvolle Bestimmtheit der Gesamtauffassung hat Daniel Stocker im Sinne der älteren Schule fortgepflegt, sowohl in seinen umfänglichen kleinplastischen Werken, Porträtabüsten und Gedenktafeln, als auch in zahlreichen Grab- und sonstigen Denkmälern, unter denen heute noch die lebendig bewegte Brunnenfigur im Hofe der Zeppelin-Oberschule zu Stuttgart vom Jahre 1915, der Knabe, der mit einem springenden Ziegenbock scherzt, zu den anziehendsten ihrer Art gehört.

In Daniel Stockers reichem Lebenswerk ragen u. a. die Kainstatue von 1901 im Stuttgarter Museum und die große 1952 wieder neu hergestellte Listbüste aus dem Jahre 1905 in den Bopseranlagen hervor. Auf den Friedhöfen im ganzen Lande finden sich viele hochwertige Grabfiguren, so am Grabmal Hangleiter auf dem Pragfriedhof aus dem Jahre 1908; aus dieser Zeit stammt auch der Monumentalbrunnen mit der reizenden Nymphe in der Alexanderstraße. Von seiner hohen Kunst als Porträtbildner zeugen die vielen Büsten, darunter die Schönleins von 1909 in der Stuttgarter Handelskammer. Aber auch die monumentale Plastik ist dem Künstler nicht fremd geblieben, man denke nur an seine Apostelstatuen



Selbstbildnis des Bildhauers Daniel Stocker in Bronze aus dem Jahr 1925

Johannes und Paulus am Portal der Ulmer Garnisonskirche Theodor Fischers. In diese Reihe gehören auch die vier allegorischen Reliefs für die Neubauten der Stuttgarter Hoftheater 1911, die in ihrem bewegten Linienspiel zu den subtilsten Werken der Stockerschen Kunst gehören. Für die Steingötterreihe auf der Attika des Großen Hauses hat der Künstler die „Musik“ gemeißelt. Als religiöses Werk dieser Zeit ist die in der Urnenhalle des Göppinger Friedhofs aufgestellte Bronzefigur „Erweckung zum Leben“ hervorzuheben.

Die späteren Werke Daniel Stockers, von denen sich viele im Rahmen der kirchlichen Kunst bewegen, vor allem die beseelten Kriegergedächtnismale u. a. für die Städte Ebingen, Kirchheim u. T., Schwaigern gehören zum Würdigsten und Reifsten, was an plastischen Symbolen des ersten Weltkrieges in deutschen Landen geschaffen wurde. Das bedeutendste Werk dieser Art ist zweifellos das Gefallenendenkmal in Feuerbach, gekennzeichnet durch monumentale Formschöpfung und künstlerische Selbständigkeit. Für die Stadt Stuttgart schuf der Jubilar 1938 die Plastik „Baldur und Erde“ für das Leichenhaus des Pragfriedhofs. Mit seiner letzten jetzt erst vollendeten Neu-

schöpfung, der im Kriege zerstörten Brunnennymphe am Alexanderbrunnen, hat der Künstler im biblischen Alter von 90 Jahren seiner Vaterstadt und damit dem künstlerischen Stadtbild ein Kunstwerk eigenster Prägung wiedergeschenkt.

Die wandlungsfähige Fülle seines Lebenswerkes stellte Stocker in die erste Reihe der Bildhauer seiner Zeit. Auf vielen internationalen Kunstausstellungen, der Weltausstellung St. Louis 1905, im Münchener Glaspalast, im

Haus der Deutschen Kunst, in Dresden und Stuttgart, wurde der Künstler ausgezeichnet; vielfach haben seine Werke Anregung ausgestrahlt. Von Zeitströmungen und gar Stilexperimenten blieb er in einer stilunsicheren Zeit völlig frei. Er gestaltet den menschlichen Körper in reiner und ursprünglicher Nacktheit; sein künstlerischer Wille verleiht seinen Gestalten inneren Adel und hebt sie in eine eigene Welt reinen und kräftigen Lebensgefühls.

Walter Weber

Schwäbische Musiker als Freunde Schillers auf der „Hohen Karlsschule“

Von Hermann Mall

Man muß es dem Gründer der „Hohen Karlsschule“, Herzog Karl Eugen, hoch anrechnen, daß er für die Pflege der Musik immer viel übrig hatte. Ob dieses Interesse echt war oder ob es seiner persönlichen Eitelkeit entsprang, wollen wir heute nicht untersuchen. Aber auf alle Fälle müssen wir feststellen, daß dem Herzog viel daran gelegen war, namhafte Musiker als Lehrer an dieser Schule anzustellen.

Da die Fürsten jener Zeit hauptsächlich italienische Musikanten und Opernensemble in Dienst stellten, so ist es nicht verwunderlich, daß auch unter den Stuttgarter Hofmusikern und Kapellmeistern eine Reihe italienischer Namen auftauchen, die auch zum Teil an der „Hohen Karlsschule“ Musikunterricht erteilen mußten. Hier wären zu nennen:

Celestino, der seit 1776 berühmter Konzertgeiger der Hofkapelle war, ebenso der Violinvirtuose *Lolli*, 1762 bis 1773 Konzertmeister bei der Hofmusik in Stuttgart, *Nardini*, 1757–1760 Sologeiger der Hofkapelle und zugleich berühmter Komponist. Seine Violinkonzerte, Sonaten usw. sind reizvoll und klangschön, wenn auch nicht immer sehr tief.

Unter den Operndirigenten müßten noch die beiden Italiener *Brescianello* und *Jommelli* genannt werden. Besonders der Letztere, 1753 als Kapellmeister nach Stuttgart berufen, verschaffte der württembergischen Bühne europäischen Ruf. Er wurde seiner Tätigkeit an der Hofoper im Jahre 1769 enthoben. Aus Sparsamkeitsgründen wurden die Italiener allmählich abgebaut und durch Kräfte ersetzt, die ihre Ausbildung an der „Hohen Karlsschule“ erhielten. Zu den bekanntesten schwäbischen Musiklehrern der „Hohen Karlsschule“ gehörte auch *Christian Daniel Schubart*, der nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft auf dem Hohenasperg (1787) Musikunterricht an der Karlsschule erteilte. Zu seinen erfolgreichsten Schülern zählten *Johann David Schwegler*, 1759 in Endersbach geboren, gestorben 1827 und *Gottlob Eidenbenz*, geboren 1762 in Owen als Sohn des dortigen Präzeptors, schon 1798 gestorben. Beide haben außer Liedern, Singspielen und Instrumentalstücken, auch Kirchenkantaten geschrieben.

Unter den zum Freundeskreis Friedrich Schillers zählenden Musikstudierenden muß zunächst als der Treueste der Treuen, *Johann Andreas Streicher* genannt werden, geboren am 12. Dezember 1761 in Stuttgart, als Sohn eines Baumeisters. Da er seine Eltern früh verlor, wurde er im Waisenhaus in Stuttgart erzogen. Im 17. Lebensjahr wandte er sich dem Studium der Musik zu. Auf der „Hohen Karlsschule“ lernte der 20jährige Streicher den um zwei Jahre älteren Schiller kennen.

Streicher hätte gerne bei Philipp Emanuel Bach, dem Sohne des großen Johann Seb. Bach, in Hamburg studiert. Aber in selbstloser Weise verzichtete er auf dieses Studium, um seinem Freund Schiller die Mittel zur Finanzierung des gemeinsamen Fluchtplans, der im Oktober 1782 zur Durchführung kam, zur Verfügung stellen zu können. Da die beiden Freunde nicht mehr nach Stuttgart zurückkehren konnten, so studierte Streicher bei den Mitgliedern der berühmten kurfürstlichen Kapelle in Mannheim. Später sehen wir ihn in München als gesuchten Klavierlehrer. Im nahen Augsburg lernte er die Pianistin *Nanette Stein*, die Tochter des berühmten Klavier- und Orgelbauers *Andreas Stein* kennen. Mit ihr hatte schon Mozart konzertiert. Am 7. Januar 1794 verheiratete sich Streicher mit dieser Künstlerin. Im gleichen Jahr wurde die Instrumentenfabrik nach Wien verlegt.

Das Haus Streicher wurde zum Treffpunkt der Wiener Künstlerschaft. Die meisten Beethovenschen Klavier- und Kammermusikwerke erlebten dort ihre Uraufführung. Ludwig v. Beethoven schätzte die Streicher'schen Instrumente sehr, gab auch allerlei Anregungen für die Klanggestaltung derselben. Aus 60 erhaltenen Briefen Beethovens an Nanette Streicher erfahren wir ferner, daß die „Beste Frau von Streicher“ auch häufig den in Unordnung geratenen Haushalt Beethovens helfen betreute und ihm aus seinen chronischen Dienstbotennöten helfen mußte.

Ein kleiner Ausschnitt aus der Familiengeschichte Streicher ist für uns Schwaben nicht ganz uninteressant: Am 16. Januar 1833 starb Nanette Streicher: Ihr Gemahl folgte ihr am 25. Mai desselben Jahres. Die Tochter des Ehepaars Streicher heiratete den 1. Stadtpfarrer an der

Evang. Kirche in Wien, Ernst Pauer. Der Sohn dieser Ehe ist der bekannte Pianist und langjährige Direktor der Stuttgarter Musikhochschule, Max Pauer.

Zu den Freunden Schillers, die ihre musikalische Ausbildung auf der „Hohen Karlsschule“ holten und sich als Komponisten einen Namen gemacht haben, zählen auch noch:

1. *Christian Ludwig Dieter*, geb. am 13. Juni 1757 in Ludwigsburg, gestorben am 15. Mai 1822 in Stuttgart. Er trat am 16. Dezember 1770 als „Stuccatorknabe“ in das „Militärische Waisenhaus“ auf der Solitude, der späteren „Hohen Karlsschule“ ein, wo er, ob seiner musikalischen Begabung sofort unter die Musikzöglinge eingereiht wurde. Sein Lieblingsinstrument war die Geige, auf der er im Lauf der Zeit solche Fortschritte machte, daß er als der beste Violinspieler der Schule galt. Aber trotz der Förderung, die ihm zuteil wurde, strebte er doch hinaus aus den Fesseln des Instituts. Dieser Wunsch konnte aber nur durch die Flucht erfüllt werden. Obwohl sie gut vorbereitet war, wurde sie doch durch den Verrat eines Eingeweihten vereitelt und endete damit, daß Dieter als Sträfling nach Ludwigsburg kam und dort seine Zeit mit Holzsägen und -spalten verbringen mußte. Erst später wurde ihm erlaubt, täglich eine Stunde auf seiner Geige üben zu dürfen. Weil er sich im Sinne des Herzogs „gut“ führte, wurde er am 21. Juli 1780 freigelassen. Ein Jahr später erfolgte seine Anstellung als erster Violinist am Hoftheater mit dem Titel „Hofmusikus“. Christian Ludwig Dieter war einer der gefeiertsten Komponisten am Stuttgarter Hoftheater, besonders berühmt durch seine Singspiele und Instrumentalkompositionen, die deutlich die italienische Schule verraten, aber auch den Einfluß Mozarts erkennen lassen. Manche seiner Werke enthalten eine Anzahl volkstümlicher Lieder, in denen die schwäbische Eigenart besonders sichtbar wird. Das beliebteste seiner Singspiele, das sowohl in Stuttgart als auch in andern deutschen Städten begeisterte Aufnahme fand, ist „Der Irrwisch“.

2. *Ludwig Abeille*, geboren am 20. November 1761 als Sohn eines Hoffriseurs in Bayreuth. Auf einer Besuchsreise zu seinen Schwiegereltern in Bayreuth lernte der Herzog den musikalischen Jungen kennen und nahm ihn zur Ausbildung an seinen Hof mit. Am 28. Juli 1773 trat er im Alter von 11½ Jahren als Zögling in die Militärakademie ein. Er wurde unter die Musikschüler aufgenommen. Seinen ersten Unterricht auf dem Cembalo erhielt er von *Johann Friedrich Seemann*, dem Sohne eines Stuttgarter Hofkantors. Den Unterricht in Komposition erteilte der Italiener *Boroni*, der Nachfolger *Jommelis* am Stuttgarter Hoftheater.

Abeille machte auf dem Cembalo solche Fortschritte, daß er schon als Siebzehnjähriger den Posten eines Hofcembalisten übernehmen konnte. Das Jahr 1786 brachte ihm die Anstellung als Musiklehrer an der Hohen Karlsschule, er war zugleich auch Konzertmeister am Hoforchester. In jene Zeit fällt eine rege Kompositionstätigkeit. Er schrieb Opern, Kantaten, Klavierwerke und vor

allem aber Lieder. Neben seiner Tätigkeit am Hoftheater versah er noch das Organistenamt an der Hofkirche. Von 1801 ab war er Stiftsmusikdirektor und entfaltete dort eine rege Tätigkeit. Er brachte die in einem schlimmen Zustand befindliche Stiftskirchenmusik wieder auf einen erfreulichen Stand. Seiner Initiative ist es auch zu verdanken, daß die Stiftskirche im Jahr 1809 die aus dem Kloster Zwiefalten stammende Orgel erhielt, auf der inzwischen schon viele berühmte Organisten ihres Amtes walteten bis zu ihrer vollkommenen Zerstörung im Zweiten Weltkrieg.

Als Singspielkomponist hat sich Abeille einen großen Namen gemacht, besonders durch sein Singspiel „Peter und Änchen“ und das von Karl Hiemer gedichtete Bühnenstück „Amor und Psyche“, für das sich sogar Goethe stark interessierte, wie wir aus einem Brief von N. Thouret aus Weimar an Karl Hiemer in Stuttgart erfahren. Thouret schreibt dort u. a.: „Goethe wünsche sich einige Stücke aus der Oper in Partitur, die „niemand gegeben werden sollen und die, wie ich gar nicht zweifle, die ganze Oper nach sich ziehen werden.“

Abeille, der verdienstvolle Musiker und Freund Schillers, starb am 2. März 1838 und wurde auf dem Hoppenlaufriedhof beigesetzt.

3. Der letzte und bedeutendste Musiker unter Schillers Freunden war *Johann Rudolf Zumsteeg*, geb. am 10. Januar 1760 in Sachsenflur bei Mergentheim. Sein Vater war herzoglicher Leibgardist und nach seiner Verabschiedung vom Heer Kammerdiener bei Herzog Karl Eugen. Da die Mutter Johann Rudolfs bald starb, so kam der Knabe am 16. Dezember 1770 in das Militärwaisenhaus auf der Solitude. Zunächst sollte er Bildhauer werden, jedoch seine musikalische Begabung drängte so stark hervor, daß er unter die Musikzöglinge eingereiht wurde, wo er bald als besondere Leuchte hervortrat. Wichtig für seine künstlerische Entwicklung war die Freundschaft mit Schiller. Die beiden Freunde lasen zusammen die Oden Klopstocks und begeisterten sich an den dichterischen Werken der Sturm- und Drangzeit, auch an Shakespeare. Schon in jene Zeit fallen die ersten Kompositionen des jungen Zumsteeg. Da er zum Freundeskreis Schillers gehörte, der sich an den nächtlichen Vorlesungen der „Räuber“ begeisterte, so lag es nahe, daß Zumsteeg die Räuberlieder komponierte, ferner schrieb er zu den „Räubern“ eine Ouvertüre, die bei der Uraufführung in Mannheim gespielt wurde.

Im Juli 1781 wurde Zumsteeg als Hofmusikus am Stuttgarter Hoftheater angestellt. Zur Eröffnung der „Hohen Karlsschule“ wurde er vom Herzog beauftragt, ein Festspiel zu schreiben, was ihm große Anerkennung verschaffte. Am 29. November 1783 verheiratete er sich mit Luise, der Tochter des verstorbenen Dr. Andreä in Stuttgart. Es war eine sehr glückliche Ehe und das gastfreundliche Haus beherbergte oft sehr erlauchte Gäste. Sogar Goethe verbrachte im Jahr 1797 einen Abend bei der Familie Zumsteeg. Nach dem Tode Schubarts, mit dem Zumsteeg sehr befreundet war, wurde er 1791 Leiter der

deutschen Musik am Hoftheater und im Jahre 1793 herzoglicher Konzertmeister. Zumsteeg setzte sich vor allem für die Werke Mozarts ein. Er selbst schrieb auch Opern. Seine „Geisterinsel“ die 1798 in Stuttgart uraufgeführt wurde, war der größte Erfolg des Komponisten. Diese Oper erlebte auch Aufführungen in Wien, Frankfurt und Königsberg. Sogar eine Aufführung in Paris war geplant.

Die Hauptstärke Zumsteegs lag jedoch auf dem Gebiet der Ballade, hier war er wirklich ein Meister.

Carl Loewe sang Zumsteegs Balladen seinen Freunden vor. Ebenso Schubert, der einmal seinem Freund Spaun gegenüber äußerte, daß er „tagelang in den Liedern Zumsteegs schwelgen könne“. Beide Komponisten nahmen sich in ihren ersten Kompositionsvorversuchen Zumsteeg zum Vorbild.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß Zumsteeg als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit, sowohl als Mensch und als Künstler verehrt wurde. Wir begreifen, daß der Tod des „Württembergischen Mozart“ (am 27. Jan. 1802) eine schmerzliche Lücke in den Freundeskreis riß. Schiller schrieb darüber: „Ich habe den Tod des guten Zumsteeg aufs schmerzlichste beklagt, denn er ge-

hörte zu den redlichsten Gemütern, die ich kannte, und die Welt sowohl als seine Freunde haben unersetzlich viel an ihm verloren.“

Außer diesen zum engeren Freundeskreis Schillers gehörenden Musikern wären noch einige weitere Komponisten, die aus der Karlsschule hervorgingen, zu nennen: *Johann Christoph Weber (1755–1843)*,

Jakob Friedrich Gauß (1758–1791), beide Verfasser von Singspielen, ferner *Johann Friedrich Weberling (1769 bis 1812)* von dem einige Ballettmusiken und Instrumentalkompositionen bekannt sind und *Florian Deller (1729 bis 1773)*, der von 1751–1771 Hofmusikus und Konzertmeister war und sich als Komponist von *Buffo-Opern* einen Namen machte.

Die meisten dieser Namen sind vergessen, auch ihre Werke mit wenig Ausnahmen verschollen. Einige von ihnen sind noch in musikgeschichtlichen Werken zu finden. Aber diese Komponisten haben alle einmal eine große Bedeutung im schwäbischen Musikleben gehabt und darüber müssen wir uns freuen.

Daß das Schillerjahr 1955 uns wieder einmal auf ihre Spuren geführt hat, ist uns von besonderem Wert.

Die regionalen Veränderungen in der Konfessionszugehörigkeit der Bevölkerung Württembergs einschließlich Hohenzollern von 1900-1950

Von Emil Fiedler

Die Hauptverbreitungsgebiete der beiden großen christlichen Kirchen waren bis zur Jahrhundertwende fast ausschließlich historisch nach dem im Augsburger Religionsfrieden 1555 getroffenen Übereinkommen „Cuius regio, eius religio“ bedingt. Seit 1900 zeigt jedoch die Entwicklung, daß sich sowohl das Größenverhältnis zwischen dem protestantischen und katholischen Bevölkerungsteil, wie auch hinsichtlich der außerkirchlichen christlichen Sondergemeinschaften und Sekten, sowie der Freireligiösen und Gemeinschaftslosen ständig verändert. Die Umschichtung hat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ein größeres Ausmaß angenommen. Sie ist gezeichnet durch eine unaufhörlich fortschreitende räumliche Vermischung der beiden großen Konfessionen einerseits und durch die Ausbreitung von einer Vielzahl von christlich orientierten Sondergemeinschaften und ein starkes Wachstum der völkischen und sonstigen Weltanschauungsgemeinschaften, der Freireligiösen sowie der Gruppe der Gemeinschaftslosen andererseits.

Die Wohnbevölkerung nach der Religionszugehörigkeit

| Konfession | 1900 | 1925 | 1950 |
|---------------------------------------|-----------|-----------|-----------|
| Evangelische Bevölkerung ¹ | 1 498 187 | 1 725 887 | 2 071 744 |
| Katholische Bevölkerung | 702 916 | 864 623 | 1 376 273 |
| Bevölkerung insgesamt | 2 236 260 | 2 652 075 | 3 619 073 |

Von 100 der Bevölkerung waren

| | | | |
|------------------------------|------|------|------|
| evangelisch ¹ | 67,1 | 65,1 | 57,2 |
| röm.-katholisch | 31,9 | 32,6 | 38,0 |
| übrige Christen ² | 0,4 | 1,3 | 2,5 |
| Nichtchristen ³ | 0,6 | 1,0 | 2,3 |

¹ Nur Angehörige der Evang. Landeskirche.

² Angehörige der Evang. Freikirchen, der orthodoxen Kirchen, der Altkathol. Kirche und der christlichen Sondergemeinschaften und Sekten.

³ Angehörige der jüdischen Religionsgemeinschaft, Freireligiöse, Angehörige von Weltanschauungsgemeinschaften, Gemeinschaftslose und ohne Angabe.

Das Verhältnis der Zahl der Evangelischen zur Zahl der Katholiken

Während der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung sich von 1900–1925 nur ganz unwe sentlich geändert hat, ist im Gegensatz dazu der Anteil der Evangelischen von 67,1 v. H. auf 65,1 v. H. zurück gegangen. Die Tendenz zur Senkung des Anteils der Evangelischen hält auch in den nachfolgenden Jahren an, im Jahre 1933 betrug er 63,6 zu 32,8 bei den Katholiken. Mit dem Nationalsozialismus und seinem Versuch, das politische Programm zur Weltanschauung zu erheben, wird die Religionszugehörigkeit zu einem politischen Begriff, dem weite Kreise der Bevölkerung verfallen sind. Dazu kommt, daß die Zunahme der evangelischen Christen von 1900–1939 hinter der der Gesamtbevölkerung zurückbleibt, während die Zahl der Katholiken stärker anwächst, infolge der Zu wanderung aus dem Saargebiet, aus Bayern und Österreich im Zuge des Ausbaus der kriegswirtschaftlichen Industrie und durch den Geborenennüberschuß, der bei der ländlichen katholischen Bevölkerung etwas höher ist als bei der evangelischen. Dies führte bis 1939 zu einem weiteren Absinken des evangelischen Bevölkerungsanteils auf 62,2 v. H. gegenüber einem katholischen Bevölkerungsanteil von 33,8 v. H. Die weitere Entwicklung von Kriegsende bis 1950 wird maßgebend durch die Übernahme von Vertriebenen und Zugewanderten bedingt, von denen fast 60 v. H. katholisch sind. Einen gewissen Einfluß haben zweifelsohne auch die nach Kriegsende wieder stark einsetzenden Kirchenrücktritte ausgeübt, wobei die registrierten Rücktritte allerdings nur ein Viertel der seinerzeit erfolgten Austritte betragen. Dagegen hat die bereits seit Ende des ersten Weltkrieges beginnende Hinwendung zu den christlichen Sondergemeinschaften, zu den Freireligiösen und Gemeinschaftslosen weiterhin angehalten, so daß im Jahre 1950 der Anteil der Evangelischen nurmehr 57,2 v. H. betrug, während der katholische Bevölkerungsanteil sich auf 38,0 v. H. erhöhte.

Die christlichen Sondergemeinschaften und Sekten

In den Jahren nach dem ersten Weltkrieg erfahren die christlichen Sondergemeinschaften mit ihrer endzeitlichen Verheißung der baldigen Errichtung einer neuen Welt in paradiesischer Vollkommenheit einen starken Zulauf. Ihr Mitgliederstand hat sich allein im Zeitraum von 1900–1925 von rund 1600 auf rund 17 000 erhöht. In den Jahren 1933–1939 erhöhen sich ihre Mitgliederzahlen weiterhin auf insgesamt 33 000. Entscheidend für ihre weitere Entwicklung ist die Zeit vom Ausgang des zweiten Weltkrieges und

die Jahre danach mit ihrer Weltuntergangsstimmung und den weiter anhaltenden Überritten, so daß 1950 ihre Mitgliederzahl bis auf 56 000 angestiegen war.

Die jüdische Religionsgemeinschaft

Die Zahl der Juden ist schon seit der Jahrhundertwende immer kleiner geworden, so daß 1933 nur etwa 10 300 Glaubensjuden gezählt wurden. Von da ab sind durch die bekannten politischen Umstände die jüdischen Glaubensgemeinden bis 1939 auf weniger als die Hälfte ihres Mitgliederstandes von 1925, auf rund 4 700 zusammengeschrumpft. Diese weiterhin anhaltende Entwicklung führte bis zum Kriegsende zu ihrer restlosen Auflösung, so daß 1945 von den ehemals hier landsässigen Einwohnern jüdischen Glaubens, von ganz geringen Ausnahmen abgesehen, niemand mehr vorhanden war. Die bei der letzten Volkszählung 1950 in Württemberg und Hohenzollern ermittelten 788 Angehörigen der jüdischen Glaubensgemeinschaft sind zum größten Teil zugewanderte Emigranten und ausländische Flüchtlinge.

Die nichtchristlichen Gruppen

Bei diesen handelt es sich um die zahlreichen philosophischen und völkischen Weltanschauungsgemeinschaften, um die Gottgläubigen, sowie um die Gemeinschafts- und Konfessionslosen. Die weitaus größte und stärkste Gruppe bilden die Gemeinschaftslosen, worunter alle Gottgläubigen, Konfessionslosen, Religionslosen und sonstige nichtkirchlich gebundene Kreise fallen. Ihre Entstehung reicht in den Ausgang des 19. Jahrhunderts, insbesondere in die Jahre unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg zurück, als die politische und geistige Verworrenheit auf das religiöskirchliche Gebiet übertragen wurde. Mit seinen nach dem ersten Weltkrieg einsetzenden Umschichtungsprozessen in den bisher beständigen Gesellschaftsordnungen ist es eine bestimmte Bevölkerungsschicht vor allem in den Industriestädten, die in Auswirkung der politischen Umwälzungen ihre Bindung zur Kirche löst und sich als konfessionslos bezeichnet. Das hatte zur Folge, daß ihre Zahl von nur rund 700 um die Jahrhundertwende bis 1925 um mehr als das Zwanzigfache, nämlich auf rund 17 000 anstieg. Mit dem Jahre 1933 beginnt auch hier wiederum ein neuer Abschnitt in der Entwicklung. Indem der Nationalsozialismus dem kirchengebundenen Christentum seinen Begriff der „Gottgläubigkeit“ als die dem deutschen Menschen „artgemäße Religiosität“ entgegenstellt, wird die Religionszugehörigkeit zu einem politischen Begriff für weite Kreise der Bevölkerung, so daß sich ihre Zahl bis 1939 um weitere 61 000 auf rund 78 000, darunter rund 63 000 Gottgläubige, er

Die Wohnbevölkerung Württembergs einschl. Hohenzollerns nach der Religionszugehörigkeit 1900–1950

| Bekenntnis | 1900 | 1925 | 1950 |
|---|-----------|-----------|-----------|
| Evangelische Landeskirche | 1 500 281 | 1 725 887 | 2 071 744 |
| Evangelische Freikirchen insges. und zwar: | 7 425 | 15 642 | 27 427 |
| Lutherische Freikirchen | 1 | 256 | 5 397 |
| Reformierte freie Gemeinden | — | 20 | 425 |
| Bund ev. freikirchlicher Gemeinden (Baptisten) | 2 228 | 2 071 | 5 309 |
| Methodisten | 3 728 | 6 092 | 9 566 |
| Evangelische Gemeinschaft | 1 178 | 6 377 | 5 264 |
| Bund freier evang. Gemeinden | — | — | 154 |
| Mennoniten | 268 | 729 | 1 237 |
| Heilsarmee | 22 | 97 | 75 |
| Römisch Katholische Kirche | 713 498 | 864 623 | 1 376 273 |
| Altkatholische Kirche und verwandte Gruppen | 181 | 619 | 1 376 |
| Ostkirchen (Orthodoxe) | 78 | 269 | 4 246 |
| Christlich orientierte Sondergemeinschaften | 1 603 | 17 160 | 56 243 |
| darunter: | | | |
| Apostolische Gemeinden | 904 | 13 184 | 45 875 |
| Adventisten | 57 | 1 298 | 2 457 |
| Gesellschaft d. deutschen Tempels | 332 | 110 | 1 113 |
| Bibelforscher | — | 1 036 | 746 |
| Kirche Jesu Christi des Heiligen der letzten Tage | 9 | 161 | 574 |
| Jüdische Religionsgemeinschaft | 12 448 | 11 162 | 788 |
| Andere Volks- und Weltreligionen | 3 | 53 | 440 |
| Freireligiöse, Weltanschauungsgemeinschaften und Gemeinschaftslose | 711 | 15 981 | 71 789 |
| Ohne Angabe | 32 | 679 | 8 747 |
| Gesamtbevölkerung | 2 236 260 | 2 652 075 | 3 619 073 |

Anmerkung: Vgl. hierzu E. Fiedler „Die Vielgestaltigkeit religiösen Lebens in Baden-Württemberg seit der Jahrhundertwende 1900–1950“, eine Entwicklungsgeschichtliche Schau über Wesen, Eigenart und regionale Verbreitung der zahlreichen religiösen-, philosophischen- und Weltanschauungsgemeinschaften mit Angaben über Herkunft und erstmaliges Auftreten. Erschienen in Jahrbücher für Statistik und Landeskunde von Baden-Württemberg 1. Jahrg. 1954, Heft 4, herausgegeben vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg in Stuttgart.

höhte. Diese Steigerung dürfte sich bis zum Kriegsende fortgesetzt haben. Unter den veränderten politischen Verhältnissen nach dem Mai 1945 wurde die Bewegung wieder etwas rückläufig, indem bis 1950 sich über 6000 aus den Reihen der Gemeinschaftslosen insbesondere der Gottgläubigen neuerdings wieder der Kirche und zum Teil einer christlichen Sondergemeinschaft anschlossen.

Die regionalen Auswirkungen

Dieser konfessionelle Umschichtungsprozeß in den vergangenen 50 Jahren tritt am deutlichsten in einem Vergleich der Bevölkerungsanteile nach der Religionszugehörigkeit in den Stadt- und Landkreisen für die Jahre 1939 und 1950 zutage. Während 1939 noch in 36 Kreisen die evangelische Bevölkerung mehr als

50 v. H. der Kreisbevölkerung betrug, waren es 1950 nur noch 33 Kreise. Umgekehrt hat sich die Zahl der Kreise mit mehr als 50 v. H. katholischer Bevölkerung gegenüber 1939 von 34 auf 36 Kreise erhöht. Noch deutlicher wird dieser konfessionelle Ausgleichsprozeß bei einer weiteren Aufgliederung der jeweiligen Anteilsquoten in den Kreisen. Hier zeigt sich, daß sich insbesondere die Zahl der Kreise mit fast ausschließlich evangelischer oder katholischer Bevölkerung durch die Bevölkerungsverschiebungen in der Nachkriegszeit sehr stark vermindert hat. Gleichzeitig verzeichneten in sämtlichen Kreisen die christlichen Sondergemeinschaften und Sektengruppen gegenüber 1939 ein weiteres Anwachsen ihrer Gemeinschaften, während in den nichtchristlichen Gruppen durchweg ein geringer Rückgang eingetreten ist.

Der Anteil der evangelischen und katholischen Bevölkerung in den Stadt- und Landkreisen 1939 und 1950
im Vergleich zu den sonstigen Bekenntnissen

| Kreise Regierungsbezirke Land | Von je 100 der Wohnbevölkerung waren | | | | | | | |
|---|--------------------------------------|------|------------|------|------------------------------|------|-----------------------|------|
| | evangelisch ¹ | | röm.-kath. | | übrige Christen ² | | Sonstige ³ | |
| | 1939 | 1950 | 1939 | 1950 | 1939 | 1950 | 1939 | 1950 |
| Stadtkreise | | | | | | | | |
| Stuttgart | 68,6 | 67,3 | 22,6 | 23,7 | 1,6 | 2,6 | 7,2 | 6,4 |
| Heilbronn | 74,5 | 72,8 | 18,0 | 20,1 | 1,7 | 2,4 | 5,8 | 4,7 |
| Ulm | 48,5 | 48,3 | 46,0 | 46,2 | 1,4 | 2,6 | 4,1 | 2,9 |
| Landkreise | | | | | | | | |
| Aalen | 24,2 | 26,2 | 73,7 | 72,2 | 0,3 | 0,6 | 1,8 | 1,0 |
| Backnang | 91,3 | 78,1 | 5,6 | 17,9 | 1,8 | 2,5 | 1,3 | 1,5 |
| Böblingen | 86,2 | 73,2 | 9,3 | 23,1 | 1,7 | 2,0 | 2,8 | 1,7 |
| Crailsheim | 86,5 | 75,7 | 11,9 | 22,7 | 0,7 | 0,9 | 0,9 | 0,7 |
| Eßlingen | 79,2 | 66,5 | 15,9 | 28,8 | 1,2 | 1,8 | 3,7 | 2,9 |
| Göppingen | 64,4 | 54,3 | 32,0 | 41,9 | 0,9 | 1,4 | 2,7 | 2,4 |
| Heidenheim | 75,0 | 62,1 | 21,6 | 34,1 | 1,1 | 1,4 | 2,3 | 2,4 |
| Heilbronn | 74,1 | 68,0 | 23,9 | 29,7 | 0,7 | 1,1 | 1,3 | 1,2 |
| Künzelsau | 52,4 | 46,0 | 45,7 | 51,6 | 1,2 | 1,7 | 0,7 | 0,7 |
| Leonberg | 89,3 | 75,1 | 8,0 | 21,1 | 1,2 | 2,1 | 1,5 | 1,7 |
| Ludwigsburg | 84,4 | 71,9 | 10,7 | 23,3 | 1,6 | 2,3 | 3,3 | 2,5 |
| Mergentheim | 58,7 | 54,3 | 39,7 | 44,7 | 0,2 | 0,4 | 1,4 | 0,6 |
| Nürtingen | 89,5 | 74,6 | 5,4 | 21,8 | 1,5 | 2,1 | 3,6 | 1,5 |
| Öhringen | 92,2 | 77,5 | 5,4 | 19,1 | 1,5 | 2,4 | 0,9 | 1,0 |
| Schw. Gmünd | 37,6 | 33,8 | 60,5 | 63,9 | 0,4 | 1,0 | 1,5 | 1,3 |
| Schw. Hall | 82,9 | 73,9 | 13,8 | 23,0 | 1,4 | 1,8 | 1,9 | 1,3 |
| Ulm | 59,6 | 51,6 | 38,2 | 46,5 | 0,9 | 1,2 | 1,3 | 0,7 |
| Vaihingen | 93,4 | 78,9 | 3,9 | 17,9 | 2,0 | 2,2 | 0,7 | 1,0 |
| Waiblingen | 87,9 | 73,3 | 8,4 | 22,4 | 1,5 | 2,3 | 2,2 | 2,0 |
| Reg.-Bez. Nordwürttemberg .. | 72,1 | 64,1 | 23,0 | 31,2 | 1,3 | 1,9 | 3,6 | 2,8 |
| Landkreise | | | | | | | | |
| Balingen | 69,0 | 67,9 | 29,4 | 29,9 | 0,8 | 1,2 | 0,8 | 1,0 |
| Biberach | 11,4 | 17,9 | 87,8 | 80,9 | 0,1 | 0,5 | 0,7 | 0,7 |
| Calw | 92,2 | 89,7 | 5,0 | 6,8 | 1,3 | 2,1 | 1,5 | 1,4 |
| Ehingen | 12,6 | 18,0 | 86,6 | 81,3 | 0,2 | 0,4 | 0,6 | 0,3 |
| Freudenstadt | 87,7 | 85,4 | 7,9 | 9,5 | 3,2 | 4,0 | 1,2 | 1,1 |
| Hechingen | 5,8 | 11,5 | 93,4 | 88,0 | 0,1 | 0,1 | 0,7 | 0,4 |
| Horb | 42,1 | 45,6 | 55,3 | 51,9 | 1,1 | 1,8 | 1,5 | 0,7 |
| Münsingen | 67,4 | 68,7 | 31,3 | 29,8 | 0,6 | 1,0 | 0,7 | 0,5 |
| Ravensburg | 13,3 | 17,9 | 85,2 | 80,6 | 0,4 | 0,7 | 1,1 | 0,8 |
| Reutlingen | 86,3 | 82,9 | 9,3 | 12,1 | 2,0 | 2,8 | 2,4 | 2,2 |
| Rottweil | 30,8 | 32,2 | 65,0 | 64,0 | 0,7 | 1,2 | 3,5 | 2,6 |
| Saulgau | 4,6 | 10,1 | 94,8 | 89,1 | 0,0 | 0,3 | 0,6 | 0,5 |
| Sigmaringen | 5,5 | 12,6 | 94,0 | 86,6 | 0,0 | 0,3 | 0,5 | 0,5 |
| Tettnang | 16,0 | 18,1 | 81,3 | 79,9 | 0,5 | 0,9 | 2,2 | 1,1 |
| Tübingen | 68,3 | 67,7 | 29,0 | 28,7 | 1,4 | 2,1 | 1,3 | 1,5 |
| Tuttlingen | 42,5 | 45,6 | 55,6 | 52,4 | 0,2 | 0,8 | 1,7 | 1,2 |
| Wangen | 7,1 | 12,6 | 92,1 | 86,2 | 0,3 | 0,7 | 0,5 | 0,5 |
| Reg.-Bez. Südwestwürttemberg-Hohenzollern | 43,7 | 45,4 | 54,0 | 52,1 | 0,8 | 1,3 | 1,5 | 1,2 |

¹ Einschließlich Freikirchen.

² Altkatholiken, Orthodoxe und Angehörige der christl. Sondergemeinschaften.

³ Angehörige der jüdischen Religionsgemeinschaft, der Weltanschauungsgemeinschaften, Freireligiöse und Gemeinschaftslose.

Ottolie Wildermuth und Ottmar Schönhuth

Von Otto Borst

„Voll Dankbarkeit und Verehrung“ war „Frau Ottolie Wildermuth in Tübingen, der geistreichen Verfasserin der „Bilder und Geschichten aus Schwaben“ im Jahre 1854 ein hübsches, mit zarten Vignetten bekränztes Erinnerungsbüchlein „an Tübingen“ gewidmet worden, „von dem Herausgeber“, dem damals vielgelesenen Ottmar F. H. Schönhuth. Man kennt ihn heute eigentlich nur noch in unseren Bibliotheken, den Wachbacher Pfarrer, der sein Leben (1806–1864) zwischen Schreiben, Predigen und Dichten aufgerieben hat: als unendlich fleißiger, aber immer auch vom romantischen Mythos angekränkelter Historiker, als kampflustiger Germanist und Herausgeber mittelalterlicher Handschriften (darunter der Nibelungen-Handschrift C), als Sänger mancherlei Lieder von Liebe und Leben, als verantwortlicher Schriftleiter wissenschaftlicher Zeitschriftenreihen, als Erzähler – man darf sagen – unzähliger, meist selbstgezimmerter Sagen, als Redakteur romantisierter, ins Heimatgeschichtliche übertragener Intelligenzblätter, schließlich, als Verfasser verschiedenster Erzählungen, Schauspiele, Biographien, religiösen geschichtlicher Unterweisungen und anderem mehr. Wohl keiner unter den Stiftlern des 19. Jahrhunderts hat gleich ihm den seltenen Ruhm in Anspruch nehmen können, seit dem 30. Geburtstage nur zwei Jahre erlebt zu haben, an denen kein Buch mit dem eigenen Verfassernamen die Druckerresse verließ. Im ganzen hat es Schönhuth auf rund 140 Bücher und Schriften gebracht, nicht mitgerechnet alle die Aufsätze und Beiträge, die an fremder Stelle erschienen und noch etwa ein halbes Hundert ausmachen. Ein wahrhaft arbeitsreiches Leben also, das ihm Orden und Ehren gebracht hat – er war Mitglied beinahe aller Historischer Gesellschaften, die zwischen Bern und Bamberg einen Namen hatten –, das ihn zum vertrauten Freunde eines Silcher, Uhland, Laßberg, Kerner, Mörike u. a. gemacht hat und ihn dennoch, ganz im Gegensatz zu dem ihm vielfach verwandten Johannes Scherr, der als Zürcher Professor endete, als einfachen Dorfpfarrer hat sterben lassen. Über das enge Geviert Dörzbach – Wachbach – Mergentheim – Edelfingen, in dem sich sein eigentliches Leben abgespielt hat, ist Schönhuth nur selten hinausgekommen. Das Hohenlohische ist dem Sindelfinger Advokatensohn zur Heimat geworden, für seine geschichtliche Erschließung hat er, besonders dann als langjähriger geistiger Initiator des Historischen Vereins, Unersetzliches getan, seine Wälder und Täler und Schlösser hat er in der unfreundlichen und unpersönlichen Atmosphäre „neu- bzw. „altwürttembergischen“ Ressentiments erst recht heimisch gemacht. Schönhuth ist vielleicht der überzeugendste, zumindest beredteste süddeutsche Vertreter spätromantischer Geschichts- und Heimatliebe, die er, über die Grenzen der von Görres, den Schlegel und Grimm gezeigten Bahnen hinaus, für die

Bedürfnisse der 40er und 50er Jahre wirksam zu machen verstand. Diese seine Bedeutung für die schwäbische Geistesgeschichte ist noch kaum erkannt, geschweige denn geklärt. Man hat es dem geschäftigen Pfarrherrn beispielsweise zu verdanken, wenn all das, was wir heute „Reisebücher“, „Wanderführer“ usw. nennen, so früh bei uns Volksgut geworden ist: Schönhuth war der Erste, der die einfallsreiche Reiseskizze von einst zu einer selbständigen und belehrenden Gattung ausgebaut hat, die sich in historisch-volkskundlichen Auskünften wie in landschaftlichen Hinweisen gleichermaßen ergiebig erweist. Und weiter: Er ist einer der Ersten in unserem Raum, der die Literatur als „Organismus“ aufgefaßt und behandelt hat, als ein von ökonomischen und psychologischen Gegebenheiten abhängiges Instrument. Er war Vielschreiber, konnte und – wollte es sein.

Vielelleicht liegt hier einer der wesentlichen Berührungs-punkte mit der Wildermuth. Zunächst freilich werden es die mancherlei Musen Tübingens und deren städtisch-ländliche Reize gewesen sein, die beide in einer gemeinsamen geistigen Heimat zusammenführten. War doch der Lebensraum der Alma mater daran schuld, daß der fleißige und auch wohl ehrgeizige studiosus Schönhuth erstmals zur Feder griff und die Geschichte und Gegenwart der Universitätsstadt zu beschreiben begann. Von Tübingen ist Schönhuth, im gefühlsmäßigen wie wissenschaftlich-historischen Sinne, nie mehr losgekommen. Ottolie Wildermuth, seit den 50er Jahren schlechterdings die Tübinger Dichterin, wird ihm da wie von selbst in seinen Gesichtskreis getreten sein. Zumal ja auch sie wieder und wieder „Bilder und Geschichten aus Schwaben“ gab, wenngleich in einer historisch weit weniger belasteten, nicht selten wirklich dichterischen Weise, die ihr, wie bekannt, das Lob eines Adalbert Stifter eintrug („In unserer Zeit der Kunstlosigkeit oder der Kunstungeheuerlichkeit hat dieses gesunde Gestaltungsvermögen mich wie eine reine edle Muse mit klaren menschlichen Augen angeschaut“).

Gewiß hat Schönhuth, der immer in der Historie gefangen war, die „geistreiche Verfasserin“, wie er sie in der eingangs zitierten Widmung nannte, ein wenig beneidet um diesen frei sprudelnden Quell dichterischer Phantasie. Der, nebenbei bemerkt und teilweise im Gegensatz zum Bilde Schönhuths, nur selten spezifisch „romantisch“ geartet war. Noch als Fünfundfünzigjährige konnte sich die Frau Professor in einem munteren Reisebericht über „eine sentimentale alte Dame“ lustig machen; mit gutem Recht, weil sie selbst nie eine war. Ihr ausgesprochener Wirklichkeitssinn hat die Flucht in die Historie – wie bei ihrer Landsmännin Luise Pichler, einer unermüdlichen Schriftstellerin – ebensowenig erlaubt wie die revolutionäre, aus klingenden Programmen genährte Mitarbeit

an der Frauenbewegung, der die ebenfalls als Erzählerin bekannte Mathilde Weber in Tübingen verschworen war. Otilie Wildermuth kannte beides, aber hielt sich gut schwäbisch in der Mitte und blieb beim Habhaften: bei der liebevollen Jugenderziehung, die ihr wenigstens bessere Zukunft versprach. Eine Vielzahl von „Kindergeschichten“ und Erzählungen „aus der Kinderwelt“ galt dieser sozialen Aufgabe, wie die Wildermuth sie sah. Sie steht übrigens auch hier in geistiger Verwandtschaft mit Schönhuth, der sich nicht nur als Theologe mit seiner Feder für die Jugenderweisung einsetzte, sondern auch als Historiker und Erzähler „für die Jugend“ schrieb und 1859 sogar eine „Kleine Jugend-Bibliothek zur Belehrung und Unterhaltung“ herausgab. Überhaupt waren sie beide, die Wildermuth und Schönhuth, den hochfahrenden Ideen der großen Welt abhold. Den einen Seitenprung, den sich der Herr Pfarrer in dieser Hinsicht erlaubt hat, eine begeisterte Biographie Napoleons III., den er persönlich kannte, werden wir ihm wohl verzeihen. Der schwäbische Demokratensinn, der sich da entfachte, hat sich ganz gut mit der hohenlohischen Aristokratie vertragen, deren federnde Landauer nachweislich recht gerne vor dem originellen Wachbacher Pfarrhaus anhielten.

Beide lebten sie aus dem Gemüt der Heimat, aus dem Sich-Bescheiden und dem Genughaben am Nächsten, Gemäßen. Auch Otilie Wildermuth, die zufrieden ist, wenn sie in Tübingen allemal „den Sonnenuntergang und das grüne Neckarthal und das alte Schloß“ erleben darf. Nur der, von Schönhuths Nachbar und Freunde Mörike so schmerhaft empfundene „freche Tag“ zerrt an diesem stillen Glück, der „Überfluß an Geldmangel“, wie die Wildermuth in wohltemtem Humor schreibt, „die liebe helle Prosa: Wasch einseifen, Kraut einmachen, – lauter kleine Drangsäler“. Und weil dieses eintönige Alltagslied – „äußere Veranlassung“ nennt's Otilie karg – in Wachbach und Tübingen gleich eindringlich geklungen hat, warf man sich auf die Literatur und – schrieb, öfters als gut war mit einem sehnüchigen Seitenblick auf das zu erwartende Honorar. Auch dies verbindet unsere beiden: das Vielschreiben, das zu früh und zu oft den eigenen kritischen Blick für Güte und Wert getrübt hat. Man hat Seite auf Seite gefüllt und man hat gewußt, was die Leute lesen wollen; die Wildermuth in ihren klugen Familienstücken ebenso wie in ihren ehrlichen, feinen Frauengeschichten, Schönhuth in seinen vielen „Volks-sagen“ und „Volksbüchern“, in denen alle zu Wort kamen, die „geduldige Griseldis“ so gut wie der rauhe „Ritter Kunibert von Katzenstein“, der böse „baierische Hiesel“ so gut wie „die schöne Elisa aus Portugal“. Ja, man hat geschrieben und ist berühmt geworden – „eine Korrespondenz durch halb Europa“ war zu unterhalten –, aber man vergaß darob nicht, das Gedruckte untereinander auszutauschen. „Du sandtest jüngst ein Büchlein mir, / Voll herziger Bilder und Geschichten“, reimt Schönhuth gerührt, „Wie kann ich für die Gabe Dir / Des Herzens schwachen Dank entrichten?“ „Hier ist ein

and'res – nimm's von mir, / Eins voll von Sagen und von Liedern / Wird es wohl Deine Gabe Dir / So würdig, wie ich's mein', erwiedern?“

Wann dieser Gedanken- und Bücheraustausch, überhaupt die Bekanntschaft dieser beiden mitteilsamen Naturen ihren Anfang genommen hat, läßt sich schwerlich feststellen. Der Zeitpunkt scheint ebenso vergessen wie manches dieser Büchlein, die gewechselt wurden. Der gemeinsame Bekannte, Justinus Kerner, dürfte als Mittelsmann kaum in Frage kommen, zumal die wahre Seelenfreundschaft zwischen Otilie und Kerner sich erst nach dem Datum unseres Briefes anzubahnen begann (eingeleitet durch die ebenso wohlgebauten wie freundlichen Verse Kernes „Dein Rührloßel von Lindenholz, / Liebes Weibchen, der sei Dein Stolz, / Besser Dir steht er / Als die Gansfeder“). Wie gesagt, diese Büchlein und Geschichten und Reime sind heute vergessen. Geblieben ist uns nur die etwas wehmütige Erinnerung an eine Zeit, in der man „das Dämonische“ noch kaum gekannt hat und auch das Böse noch in freundliche Worte zu kleiden wußte.

Recht und gut haben sie's beide gemeint, die Wildermuth und Schönhuth, und der folgende, zum erstenmal veröffentlichte Brief bestätigt das getreulich. Er gewährt einen kleinen, aber köstlichen Blick in dieses kleinräumige, und doch so liebenswürdige Dasein von einst, in literarhistorischer wie in menschlicher Hinsicht. Und er bezeugt schließlich auch, mit welch mütterlichem Humor sich die Dichterin Wildermuth über ihr enges Reich erhoben hat. Wahrlich prosaische Fesseln für eine Frau, die, wie sie selbst klagt, „Strümpfe flicken und Kindswäsche bügeln und zum Überfluß noch Bücher schreiben soll“. Man spürt nach den paar Zeilen unseres Briefes kaum, daß die Absenderin auch Sätze schreiben konnte wie „Ich fühle und erkenne die stille Herrlichkeit um mich her, aber ich lebe sie nicht.“ Um so mehr aber, daß sie mit diesem lächerlich-ernsten Problem, „Ob ein Weib soll Bücher schreiben / Oder soll sie's lassen bleiben?“, nie ganz fertig geworden ist.

Verehrter Herr!

„Besser spät als gar nicht.“ Mit diesem weisen Sprüchwort will ich mir auch ein Herz fassen, wenn ich Ihnen meinen so sehr verspäteten Dank für die gütige Sendung Ihrer Volksschriften¹ sage. Ich will sie nicht plagen mit Aufzählung der verschiedenen Hindernisse die sich zwischen Vorsatz und That gedrängt haben: der Kinderkrankheiten und Waschen, Besuche und Visiten der literarischen und häuslichen Geschäfte, – es kommt bei verspäteten Briefen stets auf Eins hinaus – wenn man daran denkt, hat man nicht Zeit und wenn man Zeit hätte, so denkt man nicht daran.

Gering geschätzt worden ist Ihre freundliche und reichliche Gabe darum nicht. Nicht nur mein Mann² und ich haben uns an Ihrer klaren, volksthümlichen und doch phantasiereichen Weise vergnügt die alten Geschichten wiederzugeben, – auch meine Agnes³, ein Bäschen vom

Land die auf der Bildung hier ist, zutheuerst sogar meine Magd saßen den lieben langen Tag darüber, was mich freilich als Hausfrau zu minderem Dank verpflichtete, obschon es ein Prüfstein für die Gelegenheit ist.

Ich hoffe Sie und Ihre Familie ⁴ seien indeß frisch u. gesund in geistigem u. leiblichem Gedeihen geblieben. Auch bei uns steht alles gut, mein kleiner Bube ⁵ fängt an laufen zu lernen und die Mädchen ⁶ machen Lerm für sechs, was gewiß ein Zeichen von Gesundheit ist. Mir selbst hat eine kleine Schwarzwaldreise ⁷ die ich mit meinem Mann in den Herbstferien, größtentheils zu Fuß, machte, wieder eine erfrischende Episode in's Alltagsleben gebracht.

Ich hoffe immer, daß Tübingen, das doch auch Ihre geistige Wiege war? noch so viel Anziehungskraft besitzt sie einmal hieher zu führen, wo wir uns herzlich freuen würden, Sie bei uns zu sehen.

Wenn Sie, was das Briefschreiben betrifft, nicht eine ganz glänzende Ausnahme von der Mehrzahl der Männer sind, so werden Sie gewiß geneigt sein Gnade für Recht ergehn zu lassen und meinen späten Dank für einen nicht minder herzlichen und aufrichtigen gelten lassen.

Mit meiner herzlichen Empfehlung an Ihre Frau grüßt Sie hochachtungsvoll

Tübingen,
d. 22. Okt.

Ottolie Wildermuth.

1853

¹ Das Jahr 1852 war, neben 1847/8 und 1850, das ergiebigste für den Sagenerzähler Schönhuth: Nicht weniger als zehn Bücher erschienen in der Reihe der „Reutlinger Volksbücher“ (bei Fleischhauer & Spohn und bei Bardtenschlager), mit den Titeln „Die Finkenritter“, „Jesu Christi Kinderbuch“, Historie „von der geduldigen Königin Crescentia“, „von Havelok dem Starken“, „von dem edlen Moringer“, „von dem Ritter von Staufenberg“, „von Salomo und Morolf“ usw. Um eine Auswahl aus diesen Schriften hat es sich bei der Sendung nach Tübingen wohl gehandelt.

² Dr. Johann David Wildermuth (1807–1885), Professor am Tübinger Gymnasium, ihr „Herr und Gemahl“, bei dessen wissenschaftlicher Arbeit (vor allem Bücher für den deutschen und französischen Unterricht an Höheren Schulen) Ottolie stets eine treue Helferin war. Er kam übrigens aus Pleidelsheim bei Marbach, und seine Verwandten waren „fast alle“, wie die Gattin ohne jede Geringsschätzung berichtet, „im Bauernstand geblieben“.

³ Ottolie hatte, von der Jugend bis ins hohe Alter, eine selbst für schwäbische Begriffe beinahe erdrückende Schar von Vettern und Bäschern um sich. Mit „Agnes“ dürfte „das verwaiste Töchterlein eines Bruders vom Doctor Wildermuth“ (ihrem Manne) gemeint sein.

⁴ Über das kinderreiche Wachbacher Pfarrhaus und seine ökonomisch meist gespannte Lage gibt Mörikes Haushaltungsbüchlein rührende Auskunft („Wachbach in die Küche 18 fl.“ usw.). Mörike hat überhaupt herzlichen Anteil am Familienleben der Schönhuths genommen: Als den vier Söhnen Ottmar, Karl Wendelin, Rudolf und Albrecht 1847 ein Töchterchen folgte, widmete er dem Vater ein humoriges Taufgedichtchen („An O. F. Schönhuth“).

⁵ Der ein Jahr zuvor (28. 4. 1852) geborene Hermann, der sich als menschlich und fachlich hervorragender Arzt im Schwäbischen bleibendes Andenken erworben hat (vgl. Schwäb. Lebensbilder, III, 603 ff.).

⁶ Die am 22. 7. 1844 geborene Agnes (1866 verheiratet mit dem holsteinischen Kirchenrat Willms) und die am 3. Febr. des Revolutionsjahrs 48 geborene Adelheid (nach dem Tod der Mutter lange Zeit Vorsteherin einer Stuttgarter Nervenheilanstalt). Beide haben sich schriftstellerisch betätigt, „von dem Talent und der Beliebtheit ihrer Mutter ein Stück geerbt“ (R. Krauß) und deren Andenken mit der Herausgabe ihres autobiographischen Nachlasses ein bleibendes Denkmal gesetzt (Ottolie Wildermuths Leben. Nach ihren eigenen Aufzeichnungen zusammengestellt u. ergänzt von ihren Töchtern, Stuttgart. Kröner, 1888).

⁷ Auf dieser „Schwarzwaldtour“ – eine der wenigen richtigen Erholungen ihrer damaligen Jahre – beabsichtigte die berühmte, bei gewissen Pfarrherrn aber auch berüchtigte Verfasserin der Erzählungen „Schwäbische Pfarrhäuser“ inkognito zu reisen („sonst steinigen mich die Pfarrer unterwegs“).

Wie in Württemberg der Gregorianische Kalender eingeführt wurde

Von Rudolf Fröhlich

Bis zum Jahre 1699 galt im protestantischen Deutschland der Alte Julianische Kalender, den Gajus Julius Cäsar im Jahre 46 vor Christi Geburt im Römischen Reich eingeführt hatte und der dann schließlich im ganzen Abendland galt. Mit Hilfe der Berechnungen des ägyptischen Gelehrten Sosigenes hatte Julius Cäsar den seitherigen unregelmäßigen Kalender so geregelt, daß der Jahresanfang auf den 1. Januar kam und das gewöhnliche Jahr 365 Tage hatte, ferner, daß aber jedes vierte Jahr ein Schaltjahr von 366 Tagen sein sollte. Als Schalttag

wurde der 29. Februar bestimmt, der bis auf den heutigen Tag als Schalttag geblieben ist. Zur Nachholung vieler in den letzten Jahren willkürlich ausgefallener Schalttage verlängerte Cäsar das Jahr 46 auf 444 Tage. Auch setzte er die noch heute gültigen Monatslängen von 28, 29, 30 und 31 Tagen fest. Ihm zu Ehren wurde durch Senatsbeschuß der seitherige 5. Monat Quintilis „Julius“ genannt. Somit sind durch die Kalenderreform im Jahre 46 v. Chr. unser Jahresanfang, unsere Monatsnamen, die Längen der Monate und unsere Schaltweise erklärt. Man

bezeichnet diesen Kalender als den *julianischen* Kalender und benennt Zeitangaben nach ihm als Zeitangaben „*alten Stils*“. Nur in wenigen Ländern richtet man sich noch nach ihm. Das letzte große Reich, das ihn bis in unser Jahrhundert beibehalten hatte, war Rußland.

Der *Gregorianische Kalender*:

Der *julianische* Kalender war für die Zeitrechnung sehr bequem; er hatte nur einen kleinen Fehler: daß die Jahreslänge nicht genau mit der wirklichen Jahreslänge übereinstimmte. Nach dem *julianischen* Kalender hat das Sonnenjahr eine Länge von $365\frac{1}{4}$ Tagen. In Wirklichkeit hat es nur eine Länge von 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 46 Sekunden. Das wirkliche Sonnenjahr ist also 11 Minuten 14 Sekunden kürzer als das *julianische* Kalenderjahr. Das macht in $128\frac{1}{3}$ Jahren gerade einen Tag aus und in etwa 400 Jahren fast genau 3 volle Tage. Infolgedessen hat man im Laufe der Jahrhunderte nach der *julianischen* Schaltregel zuviel Schalttage eingeschaltet. Dadurch kam die christliche Festrechnung, besonders die Berechnung des Osterfestes, in Unordnung. Aus diesem Grunde nahm Papst Gregor XIII. im Jahre 1582 die nach ihm benannte *gregorianische* Kalenderverbesserung vor. Nach dieser wurden zunächst die bis dahin zuviel eingeschalteten 10 Tage ausgelassen. Dann wurde bestimmt, daß die vollen Jahrhunderte keine Schaltjahre sein dürfen, bis auf die durch vier teilbaren Jahrhunderte 1600, 2000, 2400 usw. Aus diesem Grunde waren die Jahrhunderte 1700, 1800, 1900 keine Schaltjahre, dagegen muß das nun folgende volle Jahrhundert-Jahr 2000 ein Schaltjahr sein. Hierdurch wird erreicht, daß in vier Jahrhunderten tatsächlich die drei nach der *julianischen* Schaltregel zuviel eingeschalteten Tage ausfallen, so daß die *gregorianische* Kalenderrechnung fast genau mit dem wirklichen Sonnenjahr übereinstimmt. Die kleine noch übrig bleibende Differenz von 12 Sekunden macht erst in 3320 Jahren einen vollen Tag aus, so daß wir uns in der Jetzzeit nicht den Kopf zerbrechen brauchen, wie wir einmal diese kleine Differenz im Kalender ausgleichen. Die Zeitangaben nach dem *gregorianischen* oder „*verbesserten Kalender*“ nennt man Zeitangaben „*neuen Stils*“.

Im Laufe der Jahrhunderte haben fast alle Kulturstaaten die *gregorianische* Kalenderreform angenommen. Die Einführung erfolgte in den katholischen Ländern am 15. Oktober 1582, im protestantischen Deutschland am 1. März 1700, in England 1752, Schweden 1753, Japan 1873, Bulgarien und Türkei 1916, Rußland 1918 (erneute Verordnung 1923), Rumänien 1919, Griechenland 1923. Bei der Umrechnung von Datumsangaben muß man deshalb bedenken, daß vor 1900 z. B. russische Zeitangaben hinter unseren „*neuen Stil*“ um 12 Tage zurück sind, nach 1900 dagegen um 13 Tage, weil dieses Jahr nach *gregorianischer* Rechnung kein Schaltjahr, nach *julianischer* Rechnung dagegen Schaltjahr war.

Einführung in Württemberg:

Der Reichstag zu Nürnberg sowie die Evangelischen Reichsstände beschlossen 1699 die Einführung des „*verbesserten Neuen Kalenders*“. Demgemäß verordnete der damals im Herzogtum Württemberg regierende *Herzog Eberhard Ludwig* durch General-Rescript vom 14. November 1699 die Einführung des verbesserten Kalenders. Die Einführung war auch dringend notwendig, um die immer mehr um sich greifende Verwirrung zu beseitigen, nachdem z. B. in dem zu Österreich gehörenden Oberlande (dem späteren Neuwürttemberg) bereits seit 1582 die neue Zeitrechnung eingeführt war. Nach herzoglicher Anordnung wurde die Änderung an einem Sonntag in allen Kirchen verkündet. Entsprechend der Regelung bei der Einführung des *gregorianischen* Kalenders mußte man zunächst die 10 in den früheren Jahrhunderten zuviel berechneten Schalttage auf einmal ausfallen lassen. Das General-Rescript erwähnt daher, daß nach dem 18. Februar Alten Kalenders sogleich der erste Tag des Martii (März) gezählt werden muß. Dabei wurde das sonst auf den 24. Februar fallende Fest des Apostels Matthias in diesem Jahre auf den 18. Februar vorverlegt, da es ja sonst ausgefallen wäre. Im übrigen würde dann der Kalender nach dem „*accuraten Astronomischen Calculo*“ unverändert weiterlaufen.

Verlegung der Frühlings-Waide seit 1700:

Das Weiden des Viehs im Frühjahr war jeweils nur immer bis zu einem bestimmten Termin gestattet. Jedes Jahr an Georgii (23. April) war das Ende des Vieh-Weidens. Durch den Ausfall von 10 Tagen im Jahre 1700 vom 19. Februar bis 28. Februar wäre nun die Zeit der Frühlingsweide viel zu kurz gewesen. Dem Herzog ist „*unterthänigst hinterbracht worden*“ daß viele Gemeinden ein längeres Viehweiden über Georgii hinaus (nach jetzigem Kalender) nicht gestatten wollten. Herzog Eberhard hat durch General-Rescript diese bürokratische Handhabung beseitigt (Rescript vom 20. April 1700) und gestattet, daß die Frühlingsweiden nicht gleich auf Georgii nach jetzigem Kalender abgeschlagen, „*sondern* das gehörte Vieh künftig erst auf den 1. Mai des neu-verbesserten Kalenders, die Schaafe aber um Cathedra Petri (Petrus' Stuhlbesteigung) alten oder 4. März verbesserten Kalenders von den Wäiden getan werden sollten“. So kam es, daß durch die Einführung des *gregorianischen* Kalenders im Jahre 1700 im Gebiet von Altwürttemberg auch zwangsläufig die Termine für die Frühlingsweiden geändert wurden. Es vermag sicherlich vor genau 250 Jahren in unserem Gebiet bei der Einführung „*des verbesserten Kalenders*“ manches Kopfzerbrechen und manche Verwirrung gegeben haben, bis alle Termine, Fristen und Zeiträume, namentlich durch den Ausfall von zehn Kalendertagen, richtig und vollzählig „*umgestellt*“ waren.

Wegweiser durch die heimatliche Volkskunde
zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde
im Schwäb. Heimatbund

Kap. XX. Volkstümliches Wissen und
seine Anwendung

Volkstümliches Wissen – das ist nicht nur aufgeklärte Kenntnis, auch nicht nur magische Zauberkunde, sondern vielschichtig und in seiner ganzen Breite kaum erfaßbar. Meist denkt auch der grundsätzliche Mensch heute sehr *rationalistisch*. Selbst dort, wo die Wissenschaft bereits auf die Erkenntnis letzter rationaler Ursachen verzichten zu müssen glaubt, hält das Volk mechanisches Kausaldenken aufrecht; dies gilt für Theorien zu Anbau und Zucht, für die Auffassung etwa des Staatswesens und der Politik, der Wirtschaft und der Technik, der Liebe und der Krankheit, und es ist nötig, sich um diese Auffassungen zu bemühen und sie genauer festzuhalten. Fragen in diesem Zusammenhang (aus verschiedenen Lebensgebieten) wären etwa: Wie weit glaubt man im Volk auch dort noch an die alleinige Wirkung der Bazillen, wo die wissenschaftliche Medizin heute auf seelische Ursachen zurückgeht? Wie weit verbreitet ist jenes Erklärungsschema für die Kriege, nach dem diese am grünen Tisch von den großen Männern zum Schaden aller Kleinen vereinbart werden? Inwieweit sind die religiösen Vorstellungen von aufklärerischen Theorien zersetzt? Wie weit sind etwa darwinistische oder auch modernere Rassentheorien im Volk heimisch? usw.

Ebenso bezeichnend aber wie diese Beharrung in allzu mechanistischen Vorstellungen, die freilich der Konkretheit volkstümlichen Denkens zumeist entgegenkommen, und die jedenfalls teilweise auf ehemals in der Wissenschaft geltende Erkenntnisse und Überzeugungen zurückgehen, ist das oft ganz unvermittelte Umschlagen in *magisches Denken*. In ungewöhnlichen Lebenslagen brechen aus den Tiefen jene älteren Denkformen hervor – bei nächtlichen Wanderungen wie bei Naturkatastrophen, im Rausch und in der Liebesleidenschaft, in den Gefahren des Kriegs wie bei Unglücksfällen aller Art, bei Krankheiten wie bei allen wichtigen Entscheidungen und Wendungen des Lebens (vgl. Kap. XVIII); dann gehen volkstümliches Wissen und Glauben unvermerkt ineinander über.

In Kapitel XIX wurde nur allgemein auf Züge des „*Aberglaubens*“ hingewiesen; wie dort kann auch hier die Fülle der Vorstellungen bloß angedeutet werden. – Die Natur erscheint, häufig auch dem „Wissen“, vom Zwischenreich der Dämonen und Geister belebt: Wotans Heer, Erd- und Höhlengeister, Wassergeister, Kobolde, Riesen; – oft ist einfach unbestimmt von „Geistern“ oder „Gespenstern“ die Rede; oft aber wird auch genau gesagt, um wessen Geist im einzelnen es sich handelt. In zahlreichen Sagen (vgl. Kap. XXIII) wird das Widerpiel von irdischer Schuld und überirdischer Sühne deutlich. Sehr verbreitet ist der Glaube an Druden und Hexen, ebenso an gespenstische Tiere, und das angebliche

„Wissen“ von allem. Der Teufel spielt dabei eine wichtige Rolle. Man steht diesen Erscheinungen nicht neutral gegenüber, sondern sucht, das Gute, Günstige zu fördern und das Böse, Schädliche fernzuhalten. Wie wehrt man sich gegen die unheilbringenden Geister und bösen Mächte? Gibt es magische *Abwehrmittel* – etwa aufgehängte Sensen gegen Hexen (heute oft: gegen Raubvögel)? Werden besondere Tiere im Stall oder Haus gehalten (schwarzer Bock, Hund)? Wie schützt man sich sonst (kirchliche Segnung, geweihte Gegenstände, Dinge und Zeichen aller Art – Hufeisen, Drudenfüße, Einmauern von Lebendigem in neue Gebäude, usw.)?

Genaue Beschreibungen sind in jedem Fall wichtig: *Wer* neigt zu solchen Vorstellungen? *Wie* werden die magischen Handlungen ausgeführt und unter welchen besonderen *Umständen* (Tages- oder Jahreszeiten, Alleinsein, besondere Kleidung, Örtlichkeit usw.)?

Die *Arbeit* des bäuerlichen Menschen vollzieht sich im Rhythmus der Natur; somit sind Wetter und Winde, Sonne, Mond und Sterne Gegenstände volkstümlichen Wissens. In *Bauernregeln* ist alte Weisheit festgehalten; hier muß gefragt werden, ob man sich auch wirklich an die Regeln hält und ob man auch in nichtbäuerlichen Kreisen davon weiß; wie verhält man sich, wenn die Regeln durchbrochen erscheinen? Auf diesem Gebiet müßte der Einfluß der Zeitungen und des Rundfunks (Landfunksendungen) überprüft werden. Gegen Gewitter und andere elementare Gewalten (Hochwasser, Feuer) gibt es verschiedene Möglichkeiten des *Schutzes*: allgemeines Gebet, Ansprechen bestimmter Heiliger (z. B. Florian gegen Feuersgefahr), Aufhängen gewisser Gegenstände oder magischer Zeichen usw. Die Übergänge vom Kirchlichen zum Nichtkirchlichen, vom Religiösen oder Rationalen zum Magischen sind fließend (dies gilt, nebenbei gesagt, für alle Abschnitte dieses Kapitels).

Bei der Aussaat, beim Austrieb des Viehs, wie überhaupt bei allen wichtigen Arbeitsvorgängen wird der Stand des *Mondes* (abnehmend – zunehmend, untergehend – übergehend) beachtet. Ist auch darüber hinaus astrologisches Wissen verbreitet? Wie stellt man sich zu den in Zeitungen und Zeitschriften gedruckten Horoskopen?

Hier zeigt sich am deutlichsten, daß die magische Einstellung keineswegs auf die bäuerliche Schicht der Bevölkerung beschränkt ist. Kartenlegen, Handlesen, Astrologie, aber auch etwa Dingfestmachen von Dieben mit Hilfe des sog. Siebdrehens oder bestimmter Zauberbücher (6. und 7. Buch Moses!) u. ä. sind ebenso in der *Stadt* zu Hause. Ja auch die Technik scheint dieser Denkform keine Grenzen zu setzen; denn im Augenblick des Versagens technischer Einrichtungen (Stromausfall, Motorschaden) ist nicht selten eine magische Erklärungsweise zur Hand. Auch die Maskottchen (Schutzpuppen) und Talismane in den Autos reden eine deutliche Sprache. Sie sind ebenso zu erfassen wie alle anderen Vorzeichen und Glückszeichen, auch wo diese ganz individuell sind und vom Herkömmlichen abweichen (Mitführen bestimmter Bücher usf. im Krieg).

Die Einstellung zu okkulten Erscheinungen muß überprüft werden. Gibt es Fälle, in denen die Fähigkeit des „Zweiten Gesichts“ wirksam war (Mütter sahen ihre Söhne im Augenblick, in dem sie an der Front fielen; Heimatvertriebene sehen, was in der alten Heimat geschieht und wie es etwa dort zurückgebliebenen Angehörigen geht, usw.)? Welche Bedeutung wird bestimmten Träumen zugelegt? Was weiß man vom Tod und den Toten? Ist Kommunikation mit ihnen möglich?

Ein besonders wirksamer Anstoß für die Anwendung volkstümlichen Wissens, für das Auskramen alter Erfahrungen und Weisheiten ist die *Krankheit*. Am Beispiel der *Volksmedizin* sollen die Möglichkeiten und Stufen volkstümlichen Wissens genauer ins Auge gefaßt werden.

Es ist zunächst zu fragen, ob die Krankheiten ohne theoretische Überlegung einfach behandelt werden, oder ob es im Volk unmittelbar ausgesprochene Anschauungen vom Wesen und Verlauf einer Krankheit gibt. Beruft man sich bei solchen volkstümlichen *Theorien* auf „Kapazitäten“, oder woher stammen sie? Gibt es Anschauungen über die Wirkungsweise therapeutischer Maßnahmen usw.?

Von größerem Gewicht als die theoretischen Überlegungen sind die *praktischen* Maßnahmen. Schon für die alltägliche *Hygiene* und *Vorbeugung* aller Art kennt das Volk eigene Mittel (Bindung an bestimmte Termine: Karfreitagsei, Osterwasser, Gebrauch von Kräutern usw.), mehr noch gegen bereits vorhandene Krankheiten.

Welche *Heilmittel* (vom Lindenblütentee bis zum Ameisen„gift“, vom Hundsschmalz bis zu Wacholderbeeren usw.) und -*verfahren* wendet man an? Es ist darauf zu achten, ob die in den Zeitungen angepriesenen rezeptfreien Arzneimittel übernommen werden, ob Wärme, Kälte, Luft, Licht oder Wasser den Heilungsprozeß herbeiführen und beschleunigen sollen.

Oft begnügt man sich nicht mit der Anwendung solcher auch in der Schulmedizin üblicher Heilmethoden, sondern versucht die Krankheit in mehr oder weniger zauberischer Weise zu bekämpfen. Mit den natürlichen Ausscheidungen soll die Krankheit „*abgetan*“ werden, oder sie wird weggeblasen, abgewaschen, abgestreift. Ein „*Überträger*“ der mit dem Kranken in Berührung war (Leintuch, Kleidungsstück usw.) wird vergraben, versteckt, einem Toten mit ins Grab gegeben, ins Wasser geworfen usw. Oder die Krankheit wird in einen Baum verpflockt, in „*Zwieseln*“ (Zwillingsbäumen, Astgabeln usw.) abgestreift; ähnlich wirken die sog. „*Schlupftäre*“ oder auch das Backofenloch. In anderen Fällen wird der Überträger an *Tiere* verfüttert, denen man damit die Krankheit überträgt (prophylaktisches Halten von Stubenvögeln!), oder aber sie soll gar einem anderen *Menschen* aufgeladen werden (Geld auf die Straße gelegt als Überträger, Schnupfen an Türklinke u. ä.). Alle Einzelbeobachtungen zu solchen Methoden sind wertvoll; ebenso diejenigen zu Heilverfahren,

die darauf ausgehen, heilende und stärkende Kräfte herbeizuholen (Amulette, Talismane – gelegentlich sogar verschluckt –, Zusammenleben von Greisen mit Kindern, damit sie von der Jugend gestärkt werden), die sich nach dem Gesetz der *Analogie* oder des *Kontrastes* erklären (Anwendung von Heilmitteln, die in Form und Farbe dem erkrankten Organ ähneln, oder solchen, die gerade entgegengesetzt geartet sind, z. B. Wasserleitung laufen lassen oder abstellen gegen Bettässen, roter Verband gegen Rotlauf, Wahl bestimmter Örtlichkeiten und Zeiten – Freitag, Mitternacht, Karwoche, Mondstand – zur Heilbehandlung), die auf Weihegaben beruhen (*Votive* in katholischen Gegenden an bestimmte Heilige, denen bestimmte Leiden zugeordnet sind – vgl. Kap. XIX, z. B. St. Blasius als Patron der Trompetenbläser und Blaskapellen hilft den Halsleidenden; dabei ist zu prüfen, ob der Heilige lediglich angerufen wird, oder ob man gewissermaßen einen magischen Zwang auf ihn ausübt – die Übergänge sind fließend: Verschlucken von geweihten Palmkätzchen, Weihe von vierblättrigem Klee); die verschiedenen Votivgaben und -tafeln sollten nach Art, Gestalt und Aufgabe genau erfaßt werden, auch wenn sie nicht ohne weiteres erklärbar sind („Besenkapellen“ usw.).

Allgemein ist stets zu prüfen, welchen Raum in den Heilverfahren *religiös gebundene Vorstellungen* einnehmen (das „*Messen*“ der Kranken mit sogenannten „*Längen Mariä*“ gehört hierher; verwandt ist das heute wieder mehr verbreitete „*Wägen*“). Viele volkstümliche Heilkundige verbinden die Empfehlung bestimmter Kräuter mit der Ermahnung zum christlichen, gottgefälligen Leben und erzielen gerade dadurch Erfolge. Auch ist zu fragen, ob man etwa den Geistlichen (aber auch den Lehrern und anderen, die mit Geistigem zu tun haben) besondere Heilkräfte zutraut – vielleicht ohne sich an sie heranzuwagen.

Religiöses Gewand haben auch die zahlreichen *Zaubersprüche* (Christus, Maria, die Heiligen), obwohl der Zauberspruch seinem Wesen nach in einen ganz anderen Bereich gehört. Er stellt sich die Krankheit selber als Wesen oder aber als von einem dämonischen Wesen getragen (vgl. Messer oder Axt als „*Falle*“ vor dem Krankenbett, Einhüllen des Kranken in die Kleider eines andern, um ihn unkenntlich zu machen; Spiegel vor dem Kranken) vor und beschwört oder bittet sie, wegzugehen (man schickt sie an besondere Orte oder weist sie auf andere Opfer hin); oder er erzählt die Geschichte der Heilung durch einen Heiligen und will durch die Ähnlichkeitswirkung nun auch die Heilung des augenblicklich Kranken erzielen. Kennzeichen des Zauberspruchs: wiederkehrende *Formeln*, *Zahlen* (Rückwärtszählen), teilweise oder ganze *Wiederholungen*. Die Erfassung *gesprochener* Zaubersprüche ist wichtig. Vielfach werden Sprüche oder Zeichen aber auch auf *Zettel* geschrieben und dem Kranken zum Einnehmen gegeben, in die Kleidung genäht oder an bestimmten Stellen verborgen. Ent-

sprechend gibt es solche Zettel auch als „Reisesegen“, gegen besondere Gefahren, eingemauert oder eingezimmert in Häuser zu ihrem Schutz, verborgen unter Türschwellen zum Schutz von Mensch und Tier gegen böse Mächte (Geister, Hexen).

Was hier mit Bezug auf die Volksmedizin gesagt wird, zeigt durchgehend auch allgemeine Züge des volkstümlichen Seelen- und Geisteslebens; man begegnet ihnen deshalb natürlich auch auf anderen Lebensgebieten, und somit läßt sich das Gesagte leicht nach allen Richtungen hin, über die Volksheilkunde hinaus auf das gesamte volkstümliche Leben anwenden und erweitern.

Stets zu beachten ist, daß viele der erwähnten Heilmethoden nebeneinander und miteinander auftreten können, ja oft müssen. So tritt zum gesprochenen Wort (Zauberspruch) im allgemeinen die *Handlung* (etwa das – keineswegs blasphemisch verstandene – Handauflegen oder andere Gesten), und gerade dieses *Ineinander* ist charakteristisch und muß festgehalten werden. Über jeden hierher gehörenden Vorgang sind deshalb sehr genaue Angaben dringend erwünscht.

Die *Krankheitsnamen* und die *volkstümlichen Bezeichnungen* für irgendwelche Krankheitserscheinungen, ebenso die Namen der Heilmittel, der Heilverfahren und der dabei verwendeten Gegenstände müssen aufgeschrieben werden. Auch für das Kranksein, für den Kranken, für bestimmte Rezeptsammlungen, für das Sterben usw. gibt es eigene Ausdrücke, natürlich auch für den Heilenden.

Ihm gebührt besondere Aufmerksamkeit. Ist es der Patient selber, der die Heilhandlungen vornehmen kann? Oder ist es eine andere Person, der man besondere Kräfte zuschreibt? Woher hat sie diese (geerbt, gekauft, angelesen usw.)? Wie nennt man den *Heilkundigen* (Braucher, Bläser, Mann usw.)? Wie wird er beurteilt in religiöser, sittlicher, beruflicher Hinsicht? Welchen Hauptberuf übt er aus? Hat er Hilfskräfte? Sprechstunden? Verlangt er Entlohnung? Handelt er mit eigenen Heilmitteln? Gibt er sich auch mit Tierheilkunde ab? Ranken sich um seine Person „Sagen“, Geschichten, Witze? Hat er Konkurrenz? Wer geht zu ihm? Genaue Angaben über Ort, Beruf, Alter, Familienstand, Konfession, Vorbildung usw. sind wünschenswert.

Freilich gilt auch hier die am Ende von Kap. XIX ausgesprochene Mahnung, mindestens zum Teil. Zwar handelt es sich nicht um schlechthin „heilige“ Bezirke, aber doch um Bereiche besonderer Geltung, in denen allzu lauten Fragern und allzu öffentlichem Eingriff der Zugang verwehrt wird. Und es sei auch die im Eingang dieses Kapitels angeklungene Mahnung wiederholt, über diesen freilich noch sehr lebendigen Restformen magischen Denkens und Handelns modernere Bewegungen nicht zu vergessen. Auch die Tätigkeit und der Einfluß religiöser und weltanschaulicher Sekten (etwa der konsequenten Vegetarier o. ä.) auf das Volk oder die Einwirkung populärer Zeitschriftenaufsätze geben der Volkskunde täglich neue Fragen auf.

Steinbrüche der Zementindustrie im Landschaftsbild

Der Steinbruch auf dem Plettenberg bei Balingen

Außer dem Steinbruch der Zementfabrik Nürtingen am Hörnle bei Neuffen macht auch der Steinbruch der Rohrbach A. G. Dotternhausen auf dem Plettenberg bei Balingen den Wanderern und andern Freunden von Natur und Landschaft einige Sorge. Der Verbrauch an Kalk für die Zementfabrikation ist ja aus bekannten Gründen ins Unermeßliche gewachsen. An dieser Entwicklung der Bauindustrie ist nichts zu ändern. Der Jura der Schwäbischen Alb enthält Kalk, Mergel und Ton in unbegrenzten Mengen. Die Werke in Nürtingen, Mergelstetten (Heidenheim), Blaubeuren, Schelklingen/Allmendingen und Dotternhausen verwenden diesen Rohstoff, während das Zementwerk Lauffen a. N. den Muschelkalk abbaut. Der obere Weißjura enthält Mergel, die Kalk und Ton ungefähr im Verhältnis der chemischen Zusammensetzung des Zementes aufweisen, sie heißen daher auch Zementmergel in der Geologie. Das schon längere Zeit stillgelegte Zementwerk Münsingen baute den Zementmergel ab, desgleichen ist er der Rohstoff für Blaubeuren und Mergelstetten, während Nürtingen aus dem untersten Weissen-Jura (α) Mergel und Tone dem Kalk von Weiß-Jura (β) zugibt. Das Zementwerk Dotternhausen hat das Verfahren des auch stillgelegten Werkes in Holzheim Kr. Göppingen wieder aufgenommen, nämlich den Ölschiefer des Lias (ϵ) nach der Austreibung des Öles (das weiter verarbeitet wird), also den Tongehalt in Schlackenform, zur Zementherstellung auszunützen. Der nötige Kalk wird Weißjura (β) auf dem Plettenberg entnommen und mit Seilbahn ins Werk befördert. Das stillgelegte Zementwerk in Balingen, das sozusagen als Vorfahre des Werkes in Dotternhausen gelten kann, verwendete ebenfalls den Kalk des Plettenberg und Tonschichten des Lias, allerdings solche ohne Ölgehalt.

Die Landesstelle für Naturschutz vereinbarte seinerzeit mit Herrn Rohrbach, am Plettenberg den Bergrand in einer Breite von etwa 25 m stehen zu lassen und nur durch eine Scharte in den Steinbruch hineinzufahren. Dies ist auch von der Rohrbach A. G. eingehalten worden. Der Plettenberg erscheint daher von unten unbefriedigt in seiner alten Gestalt ohne die Wunde eines Steinbruches, was doch wohl sehr wichtig ist. Der Berg darf in dem Dreigestirn: Plettenberg, Schafberg, Lochenstein nicht „erniedrigt“ werden. Leider wurden die Aufbereitungsbauten und die Endstation der Seilbahn zu hoch erstellt, was zu einem zu flachen Abbau der Kalkschichtten Anlaß gab. Die Sohle des Steinbruches liegt auf derselben Höhe wie die erwähnten Bauten. Dies wiederum hat zur Folge, daß der Steinbruch sehr rasch größer wird und die Hochfläche des Plettenbergs wegfrisst. Es ist daher dringend zu wünschen, daß der Abbau in die Tiefe möglichst bald begonnen wird, wo noch mindestens die doppelte Menge Kalk liegt wie die bereits abgetragenen.

Das Wachstum des Steinbruchs kann also ungefähr auf ein Drittel verlangsamt werden. In diesem Sinn bemüht sich auch der Kreisbeauftragte für Naturschutz, Forstmeister Kauffmann in Ebingen. Um nun für den Wanderer das Bild des Steinbruchs landschaftlich zu mildern, wurde seinerzeit auch vereinbart, daß die Steinbruchwände abgeschrägt, mit Abraum überschüttet und begrünt werden. Die Natur wird dabei mithelfen. Auch diese Arbeiten sind im Gang. Für den Geologen bleiben die frischen Wände ja immer sichtbar. Als Sträucher dürfen nur einheimische Arten angepflanzt werden. Ein

durchgehender Rundweg auf dem Steinbruchrand ist erwünscht.

Vor kurzer Zeit wurden auch Gräber der Alemannenzeit angeschnitten, die auf eine sehr frühe Besiedlung und auf Bewirtschaftung des Berges hinweisen, zum mindesten als Viehweide.

So bedauerlich der Steinbruch auf diesem Berg ist, so erscheint er doch infolge der Art des Abbaues erträglicher als der am Hörnle zwischen Dettingen und Neuffen, der weithin sichtbar ist und wegen des geringeren Vorrats den ganzen Berg gefährdet.

H. Schwenkel

Backnanger Lied

Melodie: „Uf'm Wasa graset d'Hasa“

En de Lache patschet d' Krotta,
Mucka krabblet an der Wand,
Backena, du bist s'schönste Städtle
weit ond breit em Schwobaland!

Stuagert, Ulm ond sonst so Hefter
Hent mei Herz no nia verlockt,
's ischt ond bleibt halt 's allerbeste,
wenn der Mensch en Backena hockt.

Andere mögat d' Welt bereisa,
i für mi han oft scho denkt,
mir däts sicher nigrunds gfalla
wos net recht nach Wildhäut stenkt!

Ganget mer mit Asphaltplaster,
mit Zement ond Plättla weg,
nex goht über onsern schöna,
weicha, dicke Stroßadreck!

An de Gelder spannts a bißle,
aber dös ischt bloß für jetzt,
weislich hent mer scho vor Zeita
von der Kirch da Turm versetzt!

Ueberhaupt hent mir für d' Schulde
stets a oifachs Mittele g'hätt,
aus de neue macht mer alte,
ond de alte zahlt mer net!

Wenn der Zink¹ mit seine Gsella
blost vom Turm om d' Mittagsstond,
plärrt vor Freud em ganza Städtle
Gans ond Gockel, Katz und Hond.

Ja dia blosset grad wia d' Engel,
standet no net 's bhäb drana,
d' Hosaschnalle wernt sonst roschtig
so greift dui Musik oin a!

Onser großer Dichter Schiller
wird net schlecht vorwonderd sei,
daß mer em hot 's Denkmal gsetzet
mitta en da Kiahdreck² nei!

Mit dem Marbach, do am Neckar,
hot ers au net gschickt verwisch
den words manchmol elend gheit han
daß er net von Backena ischt!

Deshalb freut mis donderschlechtich,
daß i selber hiasich be,
z' Backena leb i, z' Backena sterb i,
z' Backena isch halt wonderschö!

¹ Stadtmusikus Hermann Zink, der wie sein Vater viele Jahre bis 1924 Hochwächter auf dem Stadtturm war, mit seiner Kapelle der Stadt ernste und heitere Stunden „blies“ und bis zur Einführung eines elektr. Antriebs (1925) die Stunden mit dem Glockenhammer „schlug“.

² Der Schillerplatz war damals noch Viehmarkt.

Auf S. 199 des letzten Heftes der „Schwäbischen Heimat“ war nach dem Originaltext das von mehreren Städten in Anspruch genommenen Städteliedes gefragt worden. Wir freuen uns, den Lesern und besonders den Teilnehmern an den Bodensee-Tagen diesen Text heute mitteilen zu können. Wir danken ihn der Freundlichkeit von Herrn Studienrat H. Hofmann in Stuttgart-Bad

Cannstatt, der ihn von seinem Schwiegervater, dem im Gedächtnis vieler Lehrer lebenden Oberstudiedirektor Hermann Bubeck vom Lehrerseminar Backnang überliefert bekam. Das Lied ist von Eisenbahnrat Sinn gedichtet und vermutlich bei einer Weihnachtsfeier der Bahnbeamten in Backnang im Jahr 1906 zum erstenmal öffentlich vorgetragen worden.

Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1955

Für sehr viele von uns, die der Zusammenbruch Deutschlands im Jahre 1945 nach Württemberg führte, wo es nunmehr in einem übrigens unwahrscheinlich schönen Lande eine neue Heimat zu finden galt, wäre die Einbürgerung in dieses alte Kulturland mit seiner wechselseitigen Geschichte und seinen besonders dem Norddeutschen keineswegs ohne weiteres zugänglichen Einwohnern leichter zu bewerkstelligen gewesen, hätten wir eine auch nur einigermaßen hinreichende Kenntnis der Volkskunde dieses Landes besessen. Denn Volkskunde ist oder kann jedenfalls etwas sehr Lebensnahes, Lebendiges sein, sofern sie sich nämlich darum bemüht, das seelische Sein eines Stammes, von Berufsschichten, zu denen man selbst nicht gehört, letztlich eines ganzen Volkes zu erfassen, wie es als gelebtes und geprägtes Leben erscheint. Die konkrete Lebenswirklichkeit in ihrer bloßen Tatsächlichkeit, die stets das unschlagbare Argument der Wirklichkeit auf ihrer Seite hat, sie vor allem sollte Gegenstand der Volkskunde sein, wenn diese auch zwecks genauer Erfassung des Hier und Jetzt in seiner kaum übersehbaren Mannigfaltigkeit der historischen Ableitung des Zuhanden zweifellos nicht zu entraten vermag. Die sogenannte historische Volkskunde ist also durchaus zu bejahen, aber um der Gegenwart willen! Von dem berühmten Kirchenhistoriker Adolf von Harnack stammt das Wort: wir treiben Geschichte, um die Vergangenheit loszuwerden und die Gegenwart zu verstehen. In sogar scharf zugespitzter Weise gilt das besonders von der Volkskunde, deren gleichsam wissenschaftliche Funktion uns darin zu bestehen scheint, daß sie der Wissenschaft überhaupt gegenüber das Anliegen des unmittelbar gelebten Lebens vertritt, was so sonst keine Wissenschaft tut. Deshalb geht die Volkskunde alle Berufe, nicht zuletzt übrigens die sogenannten akademischen Berufe etwas an: den Lehrer an der höheren Schule in der Stadt, dem die Erfahrungswelt seiner Landbuben und Landmädel, die vor ihm sitzen, oft genug ein Buch mit sieben Siegeln sein mag; den Pfarrer, der wissen muß, daß „das Volk“ in der Regel recht anders ist, als es sich ihm präsentiert; den Juristen, der über die ihn gewiß oft recht seltsam anmutenden Rechtsvorstellungen der „Laien“ nicht mit einer Handbewegung hinweggehen sollte, weil einmal keineswegs ausgemacht ist, daß die von ihm angewandten Gesetze wirklich auch Recht sind, und weil das zum andern dem Rechtsbewußtsein überhaupt ungemein schaden würde; schließlich den Arzt, der es zwar erfahrungsgemäß noch am ehesten mit den wirklichen Menschen zu tun hat, die er nackt und bloß und ohne Maske in ihrem Elend, manchmal auch überwältigt von einem nicht mehr erhofften Glück vor sich sieht, der aber auch dessen eingedenk sein sollte, daß in der noch immer lebendigen alten Volksmedizin neben vieltem Unsinn ein gerüttelt Maß voll brauchbarer Natursichtigkeit steckt, die der Schulmedizin auf weite Strecken hin längst abhanden gekommen ist. Dieser Hinweis läßt bereits erkennen, daß genau so, wie die Vergangenheit in den Dienst der Erkenntnis der Gegenwart zu stellen ist, nun auch umgekehrt die Gegenwart, die nur volkskundlich greifbare Gegenwart, in den Dienst der Erkenntnis der Vergangenheit zu treten berufen ist. Vom Einst zum Jetzt und vom Jetzt zum Einst schwingt hier die Bewegung, eine ausgesprochen lebendige Bewegung übrigens, wie an dem

das Lebensgefühl des Volkes weitgehend bestimmenden unlöslichen Ineinander von Gegenwart und Vergangenheit erkennbar ist. Wie ungern läßt sich der zum Wandeln über den Asphalt der großen Städte verurteilte Mensch unserer Zeit an den Tod erinnern! Wie selbstverständlich ist er dem für den Volkskundler erheblichen Volk, in dessen geistigem Haushalt er die Stelle einer stets präsenten Daseinskategorie vertritt!

Daß die tatsächlich betriebene Volkskunde dem von uns geltend gemachten Anliegen noch immer verhältnismäßig fernsteht, ist deshalb nicht verwunderlich, weil ihre Vertreter in erster Linie daran interessiert waren und sind, sie in den Rang einer vollgültigen Wissenschaft zu erheben, statt zu bedenken, daß die Volkskunde eine völlig eigenständige Funktion der Wissenschaft gegenüber auszuüben hat. Daß das Leben größer ist als das Denken, das klassische Mittel der Wissenschaft und der Forschung, wie Ernst Troeltsch gesagt hat, bedarf immer wieder der Erinnerung. Wer soll sie aufrechterhalten und stets von neuem konkretisieren, wenn nicht die Volkskunde! Damit ist natürlich nichts gegen eine wirklich ausreichende wissenschaftliche Durchbildung der Volkskundler gesagt, im Gegenteil. Vor allem werden sie von den methodisch in den exakten Beobachtung gründenden Naturwissenschaften Entscheidendes zu lernen haben. Auch die Kenntnis historischer und philologischer Methoden ist selbstverständlich unverzichtbar. Man kann gleichsam wissenschaftlich gar nicht gebildet genug sein, um Volkskundler sein zu können. Aber wenn auf einem Gebiet, ist die Wissenschaft auf volkskundlichem Gebiet lediglich Mittel und niemals Selbstzweck, soll das Lebendige, das aller Erkenntnis immer gleichsam voraus ist, nicht verfehlt werden. Natürlich ist lebendiger Glaube vielfach sogenannter Aberglaube, wie die lebendige Sprache nicht die durch den Kopf gegangene, in Grammatiken verfaßte, sondern die im Herzen wurzelnde Sprache jener „Leute“ ist, die „kein ordentliches Deutsch“ gelernt haben. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Sie sollten nur anzeigen, daß und weshalb sorgsame Forschung, die sich auf das Volk erstreckt, gleichsam über der Wissenschaft und der wissenschaftlich beeinflußten und gesteuerten Kultur stehen muß, um ihrem Gegenstand wirklich gerecht werden zu können. Zur Verabsolutierung der wissenschaftlichen Welt aber besteht schon deshalb keine Veranlassung – und damit ist die Stelle erreicht, wo das Volk mit seiner Weisheit erheblich wird –, weil, wie gesagt, das Leben immer größer ist als das Denken.

Wenn auch nicht oder noch nicht ganz grundsätzlich und programmatisch bewegt sich doch das erste Württembergische Jahrbuch für Volkskunde, das Professor H. Dölker, der Leiter der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde, im Stuttgarter Verlag von Kohlhammer herausgegeben hat, vielfach auf der von uns ins Auge gefaßten Linie. Natürlich dominieren noch öfter rein historische und philologische Gesichtspunkte, ohne nun schon hinreichend volkskundlich eingeschmolzen zu sein. Als wissenschaftlicher Geisteshistoriker, der an Kant, dem kritischen Realismus und logistischen Neopositivismus in wissenschaftstheoretischer Hinsicht orientiert ist, habe ich dafür volles Verständnis. Aber auf Grund meines, sicher bescheidenen, Wissens um das Abstrakteste vom Abstrakten und das Theoretische der Theorien sehe ich vielleicht deutlicher als mancher andere die ausgespro-

chene Besonderheit der Volkskunde, die meines Erachtens nicht zu faulen Kompromissen mit der Wissenschaft aufgefordert werden sollte, die etwas Großes, aber doch auch sehr Begrenztes ist, wie vor allem Kant lehrte und wußte. Deshalb ja die berühmte „wissenschaftliche Bescheidenheit“, die auf „Bescheidwissen“ beruht. In diesem Stück vermag, wenn ich recht sehe, die Volkskunde geradezu zum Differential der Wissenschaft zu werden. Nun wollen wir aber endlich einen Blick in das schöne und instruktive neueste Jahrbuch der Volkskunde werfen! Die Beiträge zum Gedächtnis inzwischen verstorbener Volkskundler stellen selbst ein Stück lebendige Volkskunde dar. Dasselbe gilt von den sorgfältigen literarischen Hinweisen auf Bücher und Zeitschriften, wobei mit Recht deutlich gemacht wird, daß die Frage nach der gegenständlichen Volkskunde als Ausdruck des seelischen Seins des Volkes heutzutage keine allzu große Rolle spielt. Ums so bemerkenswerter ist K. Schumms Beitrag, der sich mit dem Bauernhaus in Hohenlohe während des 18. Jahrhunderts beschäftigt und der zugleich beweist, daß Hausbau und Wirtschaft einander funktional zugeordnet sind. Diese nüchterne Feststellung mag wie eine kalte Dusche wirken, trotzdem ist sie notwendig und auch heilsam. Zugleich kommt ihr allgemeine Bedeutung zu, indem das Bauerntum überall im Zusammenhange mit der wirtschaftlichen Entwicklung seinen Hausbau verändert. Die übrigen Beiträge des Jahrbuches beschäftigen sich mit andersartigen Fragen, die in der Hauptsache im Historischen und Sprachlichen gründen. Dabei kommen dem, was wir unter dem Gesichtspunkt des Lebendigen gesagt haben, die Arbeiten von E. Rheinwald über „Verehrungen im alten Württemberg“, eine ganz kostliche Studie übrigens, sowie von F. H. Schmidt-Ebhausen über „Kirchenkonventsprotokolle als volkskundliche Quelle“ wohl am nächsten. Aber auch in den noch übrigen Arbeiten schwingt das erwähnte „Lebendige“ mit, so vor allem in der ausgezeichneten Studie A. Walzers über „Wallfahrtskirchen mit eingebautem Baum“. Daß D. Narr höchst sachkundig über das fränkische Humanistenleben des Konrad Celtis zu berichten weiß, versteht sich bei einem so gewissenhaften Forscher von selbst. Tief in die Seele des schwäbischen und fränkischen Stammes läßt uns L. Röhrich in seinem Beitrag „Landschaft, Stamm und Sage“ blicken. Sprachliche Erhellungen geben in außerordentlich sorgfältigen Aufsätzen Hugo Moser und Friedrich Emil Vogt, wobei sich Moser mit den Sathmarer Schwaben in Ungarn und Vogt mit volkssprachlichen Parallelerscheinungen im Deutschen, Englischen und Französischen, einer Art Teilfrage der indogermanischen Sprachwissenschaft, wie ohne Übertreibung gesagt werden kann, beschäftigen. Schließlich berichtet noch Hedwig Bauer über „Weihnachtsspiele der Donauschwaben“.

Das Buch wird eingeleitet von Döller selbst mit einem Aufsatz über „Stand und Aufgaben der volkskundlichen Tätigkeit in Württemberg“, der deutlich erkennen läßt, daß Döller sehr genau um die Bedeutung des jeweils Gegenwärtigen und Lebendigen weiß. Man wird diese Arbeit sehr sorgfältig, möglichst zusammen mit Walter Wioras Ausführungen über „Die Stellung der Volkskunde im Kreise der Geisteswissenschaften“, studieren müssen, um zu gegebener Zeit das Gespräch erneut an der Stelle aufzunehmen, an der wir es unsererseits beginnen zu sollen meinten.

Jedenfalls hat sich die Württembergische Landesstelle für Volkskunde in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Heimatbund und mit Unterstützung des nordwürttembergischen Regierungspräsidiums mit der Herausgabe dieses Jahrbuches ein dankenswertes Verdienst erworben. Druck und Bildbeigaben entsprechen der Würde des abgehandelten Gegenstandes.

W. Brachmann

Vom Sammelplatz der Toten

Einen „Ratgeber für Friedhofverwaltungen, Friedhofs-gärtner, Landschaftsgestalter und Bildhauer sowie für die Hinterbliebenen“ nennt der getreue Eckart unseres Natur- und Heimatschutzes, Professor Dr. Hans Schwenkel, sein Buch „Der Friedhof auf dem Lande“ (W. Kohlhammer, Stuttgart, DM 14.—). Es ist ein umfängliches Werk, die Ernte jahrzehntelanger Beobachtungen und Studien sowie gründlicher Überlegungen, die er mit geschulten Augen und mit einem Herzen voll Heimatliebe, geleitet durch großes Verantwortungsgefühl, gemacht hat.

Es geht ihm nicht um bloße künstlerische und ästhetische Belange, sondern um eine zentrale Angelegenheit der Volkskultur. Der gute Wille aller Beteiligten, sowohl der amtlichen Berater und Ordner, wie auch der ausführenden Kräfte und Gestalter und all der mit den einzelnen Gräbern verbundenen Menschen könnte gute Erfolge bringen. Gerade die gefühlsmäßige Verbindung der Menschen mit der Ruhestätte ihrer Toten öffnet die Tore der Seele.

Es ist ja ein ergreifendes Bild, den hohen Kirchenbau, der sich auch im kleinsten Dorf so bedeutsam und einprägsam von den anderen Gebäuden abhebt, umringt zu sehen von den ernsten Grabkreuzen und umschlossen von der Kirchhofmauer, und es ist für den dörflichen Kirchenbesucher immer eine stille Predigt, wenn er unter dem feierlichen Glockenklang, der die Schauer einer unbekannten Welt durch die Seele jagt, an den Gräberreihen vorbei und durch den Wald von Grabkreuzen hindurch der Kirche entgegenschreitet. Kirche und Kirchhof miteinander verbunden sind von eindrucksvoller Geschlossenheit, eine stille Welt für sich, vergleichbar einer in Erscheinung tretenden kleinen Kolonie eines großen Reiches, das noch kein Auge gesehen hat, zugleich Brückenkopf und Brücke, die aus dem begreiflichen Zeitlichen ins Unbegreifliche und Ewige führt.

Der Sammelplatz der Toten wird nun um so wirksamer zu den Menschen sprechen, je besser er gestaltet ist und je mehr diese Gestaltung Liebe und Hingabe verrät. Man kann nun glücklicherweise sagen, daß sich diese Art der Gestaltung an vielen Stellen offenbart und daß in den letzten Jahrzehnten viel Ansprechendes und Würdiges geschaffen worden ist. Man wird aber auch sagen müssen, daß noch manches Unvollkommene und Gefühllose, namentlich in dörflichen Friedhöfen zu finden ist, für dessen Behebung das so vorbildlich bearbeitete, ungemein reichhaltige Werk Schwenkels, das Verhältnisse und Beispiele aus dem gesamten deutschen Bereich mit hereinzieht, eine entscheidende Bedeutung gewinnen kann.

Unterstützt durch 148 Bilder behandelt das Buch in seinem ersten größeren Teil in 9 Kapiteln Vorfragen bei der Neuanlage eines Friedhofs, Planbearbeitung und Formung des Geländes, gärtnerische Gestaltung und Be-pflanzung, Friedhofgebäude und deren Inneneinrichtung, die Elemente des Friedhofs und ihre Ordnung (Größe und Tiefe der Gräber, Reihengrab, Kaufgrab, Urnengrab, Kindergrab, Ehrengrab, Erbbegräbnis, Gruft, Wege und Plätze, Raum für Pflanzungen), Musterfriedhöfe, Beispielergräber (Hügelgrab und Flachgrab, Grabeinfassung usw.), Allgemeines über das Grabmal (Größenverhältnisse, Steinmal, Grabzeichen aus Metall, Holz, Porzellan, Terrakotta, Glas, Marmor, Perlkränze, künstliche Blumen, eingelassene Platten, Aufsätze, Emailleplatten, Fotografien), Grabmal-Industrie und -Handwerk (Schrift des Grabmals, Sinnbilder, Einheitlichkeit der Grabmäler in ganzen Reihen und Feldern, usw.), Erweiterung bestehender Friedhöfe, Friedhofunterhaltung und -pflege, aufgegebene Friedhöfe.

Der kleinere 2. Teil bringt noch „Praktische Winke“ für alle die genannten Dinge.

Wir möchten diesen Bericht abrunden durch die letzten Zeilen des Buches: Zum Schluß sollen alle, die zum Gesamtbild des Friedhofs etwas beitragen, nochmals daran erinnert werden, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern das Gedächtnis der Toten in irgendeiner Form geehrt wird, und zwar nach Maßgabe ihres religiösen Empfindens und ihrer Kultur. Der Friedhof ist das getreueste Spiegelbild einer Gemeinde und jedes Grab das Abbild der Menschen, die es schufen. Er soll nicht bloß das Sinnbild der Ruhe und des Friedens für die Toten, sondern zugleich eine Stätte für die Lebenden sein, von der Menschenwürde, Liebe und Treue auf die ganze Gemeinde ausstrahlt. Martin Luther sagt 1527: „Ein Begräbniß sol ja billig ein feiner Ort sein, der abgesondert wäre von allen Orten, darauf man mit Andacht gehen und stehen kündte, den Todt, das jüngste Gericht und Auferstehung zu betrachten und beten, also der selbige Ort gleich eine erliche, ja fast heylige Stette were, das einer mit Fordt und allen Ehren darauf kündte wandeln.“

Hans Reybing

Arzt und Erzähler

Der Verfasser des Buches *Der Turmbau zu Babel* (Sieben Aufsätze zur Krise in der Medizin. Hippokratesverlag, Stuttgart, 116 Seiten) Dr. Max Kibler, heute Chefarzt der Inneren Abteilung des Städtischen Krankenhauses Heilbronn, genießt in den nördlichen Kreisen unseres Landes eine ungewöhnliche Popularität, bis in die abgelegensten Weiler hinaus. Er verdankt sie vor allem seiner langjährigen und segensreichen Tätigkeit als Arzt an der Inneren Abteilung des Diakonissenhauses in Schw. Hall. Die Menschen sind dort oft von weit her zu ihm gekommen und haben Vertrauen zu seinem ärztlichen Können gewonnen. Nicht minder hat es ihnen aber auch der Mensch angetan, der sich, was ja nicht selbstverständlich ist, obwohl man es meinen sollte, stets mit dem Arzt zu gemeinsamem Wirken verband. Für ihn war und ist der Kranke nie ein bloßer „Fall“, sondern ein Mensch, den er als Ganzes nimmt und behandelt. Diese Einstellung führt von der Behandlung der Symptome und Ursachen zur Ergründung tieferer seelischer Bedingtheiten und leibseelischer („psychosomatischer“) Zusammenhänge. Es ist ihm nicht nur das Gesundmachen, sondern um das Heilen zu tun.

Davon steht Wichtiges und Tröstliches zu lesen in seinem „*Turmbau zu Babel*“, der so etwas wie eine medizinisch-weltanschauliche Streit- und Bekennnisschrift darstellt. Er deutet, von den Prinzipien und Erscheinungsformen des modernen Krankenhausbaus ausgehend, die Krise der Heilkunde als einen Teil der allgemeinen Krise, von dem das abendländische Denken heute geschüttelt wird. Die Krise ist für den Arzt der Zeitpunkt im Verlauf einer Krankheit, wo er äußerste Wachsamkeit für seine wichtigste Pflicht hält, denn in der Krise gilt es, in dem Kampf zwischen den heilenden und den tödlichen Kräften den heilenden zum Sieg zu verhelfen. Diese Wachsamkeit kommt im „*Turmbau zu Babel*“ zum Ausdruck; Kibler macht in Kritik und Besserungsvorschlägen, wobei ihm hier wie dort treffende und überzeugende Formulierungen gelingen, den Versuch, zu zeigen, wie der Zustand der schwelenden Krise überwunden werden kann. Mehr als sonst kommt es in der Krise auf die Wahl des richtigen Heilmittels an, und dies sieht Kibler in einem Wort aus Sedlmayrs „Verlust der Mitte“, wo wir aufgerufen werden, „innerhalb der neuen Zustände das Bild des Menschen festzuhalten und wiederherzustellen“.

Im ersten Aufsatz („Stein der Weisen“) befaßt er sich mit der Bedeutung, die der Standpunkt, von dem aus man die Dinge sieht, und die Ganzheit, die das Ziel jeder

Forschung sein sollte, für die Heilkunde gewinnen. Ihm folgen in dem aufreizend „Der Arzt ist schuld“ überriebenen Kapitel interessante und zum Teil sehr eigenwillige Betrachtungen über die Fortschritte der Medizin, die die durchschnittliche Lebenserwartung des Menschen nicht unweentlich erhöht und den Staat dadurch vor schwierige soziale Probleme gestellt haben. Kibler folgert daraus nicht den Verzicht auf weitere Fortschritte, sondern die Forderung einer auf weite Sicht vorgenommenen vernünftigen Planung im Krankenhausbau und, in engem Zusammenhang damit, einer völlig neuen Ordnung des Arztdienstes in den Krankenhäusern. Denn das Krankenhausproblem ist zugleich ein ärztliches Problem, wie Dr. Kibler in den beiden Kapiteln: „Vor dem Staats-examen“ (Das Koordinatensystem der Heilkunde) und „Nach dem Staatsexamen“ (Gedanken zur Weiterbildung des Arztes) darlegt. Der Verfasser spricht aus reicher eigener Erfahrung, die er bei der Ausbildung des ärztlichen Nachwuchses gesammelt hat. Da er mit der Gründlichkeit des Forschers und dem Geschick des Pädagogen den Blick für die Notwendigkeit eines fortschrittlichen Denkens und – vor allem – die Fähigkeit des guten Schreibens verbindet, so ist sein „Turmbau“ auch für den interessierten Laien eine reiche Wissen vermittelnde, ge-nüßvolle Lektüre, die man sich nicht entgehen lassen sollte.

Die Fähigkeit des guten Schreibens kommt in der Erzählung: „Ist das richtig, Herr Doktor?“ (Verlag Adolf Bonz u. Co., Stuttgart, 160 Seiten) natürlich noch augenfälliger zum Ausdruck. Übelwollender Kritik an dieser Erzählung nimmt Kibler mit einem Wilhelm-Busch-Zitat, das er der Widmung an seine Frau nachstellt, den Wind aus den Segeln: „Und scheint mein Wort dir gar zu kühn, nicht gut mein Tun, Du hast mir schon so oft verziehn, verzieh auch nun!“ Man könnte sich fragen: Verzeihen, wieso und warum? Warum sollte es „zu kühn“ oder „nicht gut“ sein, eine „heitere Erzählung“ zu schreiben, zumal die „heiteren Erzählungen“ bei uns doch ausgesprochene Mangelware sind? Die Kühnheit der Erzählung wird denn auch nur dem offenbar, der die Lokalitäten kennt, wo sie spielt, und dem das ganze Drumherum um die Schauplätze vertraut ist. Was die handelnden Personen anbetrifft, so beteuert der Verfasser zwar, niemand „konterfeit oder gemeint“ zu haben; aber so ein bißchen hat er doch wohl nach Modell gearbeitet, nicht zuletzt im Hinblick auf sich selber, auf den Erzähler, den er in allzugroßer Bescheidenheit Jakob Dußler nennt. Der Name ist hier kein Omen, denn der junge Assistenz-Arzt Dußler, der bald nach seinem Eintritt zum „enfant terrible“ des Diak in Schw. Hall wird, benimmt sich keineswegs dusselig, und seinem losen Mundwerk entschlüpfen in rascher Folge mehr oder weniger anstößige Sprüche, die immer sehr rasch ihre Runde im Diak machen. Daß er, was die Person angeht, niemand „meine“, läßt er für das Problem der Diakonie selber nicht gelten; die meint er ganz geradeheraus, und er hat in seiner Erzählung das „Zölibat der Diakonie“ mit munterem Eifer in den Vordergrund gerückt.

Der von der Schwäbischen Alb stammende Sohn eines heilkundigen Schäfers wird nach dem ersten Weltkrieg als junger Arzt an das Haller Diak berufen, das von Pfarrer Hartwig ziemlich selbstherrlich geleitet wird. Es kommt bald zu Spannungen zwischen dem Diak-Diktator und dem jungen Dußler, der mit seinen losen Sprüchen und Anspielungen den Frieden und die Ordnung des Hauses gefährdet. Er verliebt sich zu allem Überfluß hin prompt in die hübsche, natürlich ebenfalls „bebaute“ Mitarbeiterin des strengen Diak-Oberherrn und läßt in schöner Offenheit keinen Zweifel daran, daß er sie der Diak-Haube zu entledigen und danach seinerseits als Frau Dußler wieder unter die Haube zu bringen beab-

sichtigt. Von nun an kann die Sache im Diak nicht mehr gut gehen, und als er mit jugendlicher Unbekümmertheit einen „Betriebsausflug“ der „Behabten“ inszeniert (auf einem Leiterwagen – o quae mutatio rerum!), wobei ihn der fröhliche Anlaß zu nicht wieder gutzumachenden dußler'schen Entgleisungen in Spott und Witz verleitet, da ist seines Bleibens im Diak nicht mehr lange. Pfarrer Hartwig läßt seinen Dußler ziemlich plötzlich ziehen; dieser richtet sich in seiner Albheimat eine Arzt-Praxis ein, in die besagte Schwester als Arztfrau einzieht.

So weit, so gut! Man liest das alles mit fortgesetztem Schmunzeln, das sich bei dem Leser, der mit dem Haller Lokal-Kolorit vertraut ist, des öfteren zu herhaftem Lachen auswächst. Es ist wirklich eine heitere Erzählung, denn Max Kibler hat etwas vom geborenen Erzähler an sich. Da er außerdem ein schwäbischer Brettesbohrer ist, unterbaut er seinen aus tieferen Quellen strömenden Humor in einem Anhang mit sachkundigen Erläuterungen, etwa über das Stichwort „Stundenmann“, über die „Haube“ (kulturgeschichtlicher Exkurs), oder über die zwei Linien, die „saufende und betende“, der großen Schwabenfamilie Knapp. Das Problem der Diakonie behandelt Kibler in Anlehnung an den Gedanken einer Diakonie auf Zeit, der von Pfarrer Hermann Faulhaber, dem Gründer des Diakonissen-Hauses in Schwäbisch Hall, aufgebracht worden ist.

Freuen wir uns an dieser heiteren Erzählung, die im Schwäbischen sicher allerorten wohl verstanden wird. Lachen wird uns als beste Medizin gerühmt – nehmen wir sie verständnisvoll an, denn ein Arzt wie Dr. Kibler, der außerdem ein so guter Erzähler ist, muß ja wissen, was uns nottut.

Hellmuth Langenbacher

Ein heiterer Roman des deutschen Rokoko

Nach seiner vielgelesenen Geschichte von dem „Blumennarren“ schenkt uns Hermann Noelle nun die Erzählung „Eine Göttin will ich lieben“, die dem schwäbischen Kultur- und Stammesboden tief verpflichtet ist. In ihrem Mittelpunkt steht der junge Dichter Christoph Martin Wieland, der später in Weimar als Wegbereiter der Klassik zu hohen Ehren gekommen ist. Von seinem etwas zöpfigen Weimarer Idyll inmitten vieler Manuskripte und Kinder ist in Noelles Roman noch nicht viel zu spüren. Hier tritt uns der Stadtschreiber entgegen als frommer Jüngling, der noch der Idee der platonischen Liebe huldigt und am Hof des Grafen von Warthausen erst zum glücklichen Begreifen sinnender Liebe „verführt“ werden muß. Daß er sich dann im Gegenstand seiner neuerwachten Liebesgefühle etwas vergreift, das bringt das liebesfrohe und ein wenig frivole Rokoko eben so mit sich. Er will hoch hinaus, und die Fürst-Äbtissin La Roche scheint ihm als Göttin seiner Liebe keineswegs zu hoch zu stehen. Sie ist für ihn jedoch nicht erreichbar, und am Ende muß er sich bescheiden mit einer hübschen, handfesten Biberacher Bürgerstochter, deren frische Natürlichkeit wohltuend von dem Gebabe der Rokokodamen absticht und sogar Wielands altem gräflichen Gönner das Herz noch einmal anwärmst.

Intarsienhaft legt Noelle, in dem unser Land einen begabten Erzähler sein eigen nennen darf, die Geschichte der Verführung des jungen Wieland von der Ideenliebe zur Sinnenliebe ein in ein Zeitbild des Rokoko, dem keine wesentlichen Züge fehlen. Stadt und Land einerseits, das städtische Bürgertum und die Welt des Adels andererseits treten einander in kräftig gemalten Bildern gegenüber. Auch die geistigen Strömungen der Epoche, die in die Weimarer Klassik hinüberleitet, werden lebendig in die Handlung hineingearbeitet. Es sei dem jungen Wieland nicht vergessen, daß er von Biberach aus das

dramatische Werk Shakespeares in Deutschland heimisch gemacht hat. Noelle stellt das in einem beherrschenden Kapitel seines Romans so dar, wie es sich in der Wirklichkeit abgespielt haben kann (Aufführung des „Sturm“ in der Prosa-Übertragung von Wieland), und er trägt auf diese Weise dazu bei, daß geistesgeschichtliche Vorgänge, die sonst nur Buchwissen bleiben, für den Leser wirklich lebendig werden. – Das Buch ist voll Geist, Humor und Handlung und gehört zu jenen Werken, die man, wenn man sie einmal „durch“ hat, immer wieder einmal in die Hand nimmt, um da und dort ein paar Seiten zu lesen. Wir sind an Büchern dieser Gattung nicht gerade reich, und wir glauben, Noelles Roman prophezeien zu können, daß er, wie der „Blumennarr“, keine literarische Eintagsfliege sein, sondern sich über die Neuerscheinungen-Saison des Herbstes 1955 hinaus behaupten wird. Erschienen ist das Werk in dem wiedererstandenen Silberburg-Verlag, es kostet in geschmackvoller Ausstattung (440 Seiten) DM 14.80.

Hermann Engelhard

Ein Mörike-Bilderbuch

Wer den „Mörike in seiner Welt“ liebt und die Räume seiner inneren und äußeren Behausungen aufsuchen will, wo der Dichter mit Freude und Leid umging „wie mit lieben vertrauten Hausgenossen“, der darf an dem Buch nicht vorübergehen, das der Schlüssel ist zu seiner mit Wunderlichkeiten meist komisch travestierender Phantastik ausgestatteten dilettierenden Zeichenkunst, die locker hingestreut und untermischt mit zeitgenössischen Fotografien seiner sämtlichen Freunde, zu einem Lebensbild, zu einer Biographie in Bildern geworden ist.

So unterschiedlich, ungeschickt und naiv der „Zeichner“ Mörike darin erscheint: eine im Format winzige Elfenbeinmalerei, die eine „Veronika mit dem Schweißtuch“ darstellt, ein ebenso winziges Aquarell (Blick durch das Schlüsselloch einer ländlichen Kirche) und eine leicht getönte Skizze eines an der Felswand hängenden Tannenbaums zeigen ihn als unbewußten Ahnherrn einer Miniatatkunst, wie sie in unseren Tagen etwa sein schwäbischer Landsmann Reinhold Nägele neben anderen Formaten betreibt.

Die Grazie des liebenden Schauens und Genießens ist nun einmal schwäbisches Erbteil, drückt sich doch diese Eigenart schon in der Sprache aus, die das liebevoll umschließende Endungs-„le“ von Kindesbeinen an pflegt und nicht lassen will.

Mit würdigen Vollbärtigen und imponierenden Brillen erscheinen Mörikes Freunde, meist in Mannesjahren oder im Alter fotografisch aufgenommen, neben der Lebensallotria, die Mörike zeichnet, und es wird so recht klar, daß Mörike die volle Verantwortung des bürgerlichen „Biedermeiers“ scheute und scheuen mußte, denn im Grunde lebte er doch zumeist in Orplid oder in einem hellenisierten Paradies, das wie zum Scherz an die Mauern kleiner Schwabenstädte oder an die heimatlichen Weinbergmauern, an die versteckten Waldweiber, von denen es mystisch herweht, auf eine seltsame Weise angeschlossen war.

Einen überraschenden Blick tut man auf einem unbekannten Mörikebildnis, gemalt von C. Kurtz, in die absonderlich tiefen, fast dämonisch verträumten Augen des jungen Stiftlers, wo ein tragischer Elf mit rundem Knabenkinn abweisend streng und verhalten in die Welt schaut, als erriete er schon das Schicksal eines langen, eingegangenen und verzagenden Hinlebens am Rand der bereits technisch erwachenden Zeit, die mit napoleonischen Eilmärschen, Börse und 48er Revolution etwas verspätet, aber um so heftiger zu pulsieren begann.

Mit einem nicht allzulangen Essay über Mörike, seine Kunst und sein Leben hat Manfred Koschlig diesen Band 20 der „Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft, herausgegeben von Erwin Ackerknecht“ eingeleitet. Verlag Solitude Stuttgart. 255 Seiten mit 288 Abbildungen.

Georg Schwarz

Jugenderinnerungen einer Königin

Traum der Jugend goldner Stern. 256 Seiten, 19 Tafeln, Leinen DM 16.80. Günther Neske Verlag, Pfullingen. – Königin Olga, die 1892 verstorbene Gemahlin des Königs Karl, ist im württembergischen Volk noch unvergessen. Ihr Andenken lebt bis zum heutigen Tage fort in mancherlei wohltätigen Einrichtungen. Das vorliegende Buch bringt ihre Jugenderinnerungen, die sie als reife Frau in den Jahren 1881 bis 83 in französischer Sprache niedergeschrieben hatte und die nach testamentarischer Verfügung erst 50 Jahre nach ihrem Tod veröffentlicht werden sollten. Sophie Dorothee Gräfin Podewils hat die Übersetzung besorgt und ein Vorwort beigegeben. Wir erfahren von der glücklichen Jugend der Zarentochter Olga Nikolajewna am russischen Kaiserhof. Das Russland Nikolaus' I. ersteht vor unseren Augen. Wenn auch der Nachdruck auf persönliche Erinnerungen gelegt ist, vor allem auf das harmonische Familienleben im großen Geschwisterkreis, so fallen doch auch interessante Schlaglichter auf die politischen und gesellschaftlichen Zustände jener Zeit, die wir so gerne als die gute alte Zeit bezeichnen, die aber auch ihre Probleme hatte. Mit besonderer Anteilnahme werden wir Württemberger die Blätter lesen, die den Begegnungen mit dem Kronprinzen Karl von Württemberg gewidmet sind, der Verlobung und der lebendigen Schilderung der großartigen Hochzeitsfeierlichkeiten. Mit der Heirat schließt dieses Buch, das wir zu den liebenswertesten Autobiographien rechnen möchten, weil man die Edtheit und Lauterkeit der Persönlichkeit spürt, die hinter den von der „Erinnerung des Herzens“ getragenen Aufzeichnungen steht.

Rühle

Sternengang

Brigitte Gayler, Sternengang. 60 Seiten. DM 3.50. Verlag Günther Neske, Pfullingen. – Mit Brigitte Gayler begegnet uns eine junge schwäbische Erzählerin, deren Namen wir uns merken müssen. Ihrer Erzählung liegt ein Erlebnis zugrunde, das bei aller Einfachheit doch nicht alltäglich ist. Im letzten Jahr des großen Krieges hat ein eben erwachsenes Mädchen bei einem morgendlichen Gang durch ein verschneites Tal drei Begegnungen. Mit einem Schatten, einem Baum und einem Menschen begegnen ihr die Angst, der Trost und ein Stern. Mit dem Menschen, einem jungen Soldaten, geht das Mädchen einen Sternengang durch ein Traum- und Märchenland, das in seltsamem Kontrast steht zu der rauen Wirklichkeit des Kriegsalltags. Aber gerade aus diesem Inneren Reich erwachsen die Kräfte, die das Böse und Schwere überwinden. Nach ein paar Wochen erfährt das Mädchen die Kunde vom Soldatentod des Jünglings. Auf einem abendlichen Heimweg durch dasselbe Tal begleitet sie der Stern und hilft ihr das schwere Schicksal meistern, das die eben zart aufgeblühte Liebe grausam zerschlagen hat. Es wird licht in der Nacht, wenn sie an den letzten Satz des einzigen Briefes denkt, der einen Tag vor dem Tod geschrieben ist: „Wenn etwas geschehen sollte, was uns trennt, so denke an unseren Stern und vergiß ihn nie, unseren Sternengang – er ist ein Geschenk, dessen Wahrheit unvergänglich ist.“ Mit diesem Gedanken kommt das Mädchen nach Hause und ist ge-

borgen und getröstet. Das schicksalhafte Erleben von Millionen Mädchen und Frauen ist mit dichterischer Kraft gestaltet. Es geht ein Sternenglanz, ein inneres Leuchten von dieser in edler schlchter Sprache geschriebenen Erzählung aus, die man vielen besinnlichen Menschen unter den Weihnachtsbaum legen sollte, vor allem einsamen und bekümmerten.

Rühle

Freundliche Bosheiten

Gerhard Schumann hat den Gedichten der „Großen Prüfung“ einen neuen Lyrikband folgen lassen, den er „Freundliche Bosheiten“ nennt. Die „Prüfung“ gab der großen Schicksalsprüfung Ausdruck, die der Dichter mit Millionen anderer erlebt hat, zugleich war sie ein Ausdruck der Selbstprüfung, der Befragung des eigenen Gewissens darüber, ob das Schicksal in seinen tieferen Absichten verstanden worden ist.

Nach einer Prüfung pflegt der Mensch dem Leben in etwas anderer Weise zu begegnen als vorher, mit neuen Ansprüchen, Hoffnungen, Absichten und Aufgaben. Es ist auch hier so der Fall: Der Lyriker Gerhard Schumann kommt wieder auf seine eigentlichen Anliegen zu, einerseits auf sein Recht zur Freude am Wort, an der Prägung, die „sitzt“, andererseits auf seine Pflicht der publicity, mitzuwirken an der Formung des allgemeinen Lebensgefühls. Mitwirkung bedeutet Kritik, Kritik bedeutet „Scheidung“, Scheidung dessen, was verkehrt ist von dem, was weiterführt.

Von den 3 Versgruppen des Buches: „Sprüche“, „Schüttelreime“, „Satiren und Idyllen“ sind die Schüttelreime am spürbarsten der Freude am Wort, am Spiel mit dem Wort entsprungen. Da gibt es vieles, worüber man schmunzelt, lächelt, lacht, allerlei Wohlgeschütteltes mit Reimergebnissen, die man gern behält, um sich ihrer bei guter Gelegenheit selbst zu bedienen; z. B.:

Frühlingswunder

Zur Blüte ist ihr Mund erwacht.
Das tat der Liebe Wunder-Macht.

Hier hat der Schüttelreim als legitime, lyrische „kleine“ Kunstform zu Gebilden geführt, die eine echte Bereicherung unseres lyrischen Bestandes darstellen.

Natürlich ist auch das kritische Element im Schüttelreim vorhanden. Doch breitet es sich hier mehr in der „freundlichen“ Spielart der „Bosheiten“ aus, während die Sprüche, wie es dem Epigramm als Spottgedicht zukommt, das Maliziöse deutlicher in den Vordergrund rücken, keineswegs in der Absicht zu kränken, sondern – von einigen durch bittere Ironie beherrschten Sprüchen abgesehen – mehr mit dem Willen zu helfen, zur Selbsterkennung anzuhalten und darüber hinaus den Versuch zum – schlicht gesagt – Besserwerden, Fehlerablegen, zu wagen. Das Gelingen steht dahin. Immerhin finden sich hier viele beherzigenswerte Mahnungen, Aufrufe, die man nicht zum einen Ohr herein- und durch das andere wieder hinausgehen lassen sollte. Es wäre doch schön, wenn dadurch bei uns dies und das gebessert würde.

Mahnung an einen Manager

Maulwurf, bist du noch nicht leid?
Wann wirst du den Wühl-Drang zähmen?
Hast du wirklich keine Zeit?
Höchste Zeit, dir Zeit zu nehmen!

Beizeiten

Immer prüfen, ob der Einsatz frommt
Fürs gesteckte Ziel.
Wer erst rechnet, wenn die Rechnung kommt,
Zahlt bestimmt zu viel.

Das sind nur wenige Beispiele – sie mögen für andere stehen, auch um zu zeigen, daß sich selbst hinter den Bosheiten meist eine freundliche Absicht verbirgt. Das gilt ähnlich für die Satiren und Idyllen. Der Dichter hat sie nicht von ungefähr zu einer Gruppe zusammengestellt, denn an sich haben sie nicht viel miteinander zu tun: die Idylle, die den Frieden der Natur besingen soll, und die Satire, die mit Hilfe des Geistes und des Spottes zum Streiten reizt und also dem Unfrieden huldigt. Nun – das moderne Leben hat die Grenzen auch auf anderen Gebieten verwischt und eingeebnet. So haben auch die Idyllen Schumanns nicht selten eine herbe satirische Beimischung. Besonders köstlich sind sie dort, wo sie der Idylle neue stoffliche Möglichkeiten zuweisen („Autofahrers Vorfrühling“, „Fahrradlied“). Die Satiren aber legen ziemlich nachdrücklich die Finger in einige Wunden unseres Lebens („Halliginvasion“, „Es Weihnachtet“, „Die Fernseher“ oder das geradezu beklemmende Gedicht „Angst“). Wenn man das liest, meint man, solche Gedichte müßten manches zum besseren wenden, und man bedauert, daß sie es nicht tun. Aber wie dem auch sei: es ist nötig, daß es wieder einmal gesagt wird, und es ist gut, daß Schumann seine Bosheiten doch recht oft in ein freundliches Gewand kleidet. Er erweist sich auch in diesem Gedichtband als der Lyriker, der über ein starkes Talent verfügt, und dem in den Epigrammen mit ihren zugespitzten Formulierungen auch der Dramatiker immer wieder einmal über die Schulter guckt.

Der hervorragend ausgestattete Gedichtband ist im Walter Kessler Verlag, Mannheim, erschienen und kostet in Leinen DM 5.80, kartoniert DM 4.80.

Hermann Engelhard

Julius Wais, Albführer. DM 8.—. Schwäbischer Albverein, Stuttgart. – Die Wanderführer von Julius Wais gehören seit bald zwei Menschenaltern zur selbstverständlichen Ausrüstung des schwäbischen Wanderers. 1903 zum erstenmal erschienen, hat der Albführer bis 1936 12 Auflagen erlebt. Krieg und Zusammenbruch haben dann ein Weitererscheinen unmöglich gemacht. Es ist ein großes Verdienst des Schwäbischen Albvereins, daß er sich des verlegerisch heimatlos gewordenen Werkes angenommen hat. Jetzt liegt die 13. Auflage vor, die von der Tochter des Verfassers, Dr. Ruth Wais, völlig neu bearbeitet ist. Es war die letzte Freude des 1950 fast 80-jährig verstorbenen unermüdlichen Wanderers, daß er die Vorbereitungen für eine Neuauflage noch erleben durfte. Die Umarbeitung und Erweiterung des Führers ist so durchgreifend, daß der vielschichtige Stoff nicht mehr in einem Band untergebracht werden konnte. Zunächst ist die erste Hälfte erschienen, die den östlichen Teil der Alb vom Ries bis zum Hohenneuffen umfaßt. Annähernd 600 Seiten Text, eine Übersichtskarte und 24 meist fünffarbige Kartenausschnitte im Maßstab 1:50 000 vermitteln ein allseitiges Bild der Schönheiten der Ostalb. Ist das Buch auch in erster Linie ein Wanderführer, der 60 der schönsten Wanderungen bis in alle Einzelheiten mit zuverlässigen Zeitangaben beschreibt, so ist es doch noch weit mehr. Es ist ein Heimatbuch im besten Sinne des Wortes mit seinen zahlreichen Hinweisen auf landschaftliche, volkskundliche, geschichtliche und kunsthistorische Tatsachen, für die die Verfasserin sich der Mithilfe namhafter Fachgelehrter erfreuen durfte. So ist dieser Albführer trefflich geeignet, um die Liebe zur Heimat, speziell zu unserer Schwäbischen Alb, bei den Einheimischen zu stärken und bei den Neubürgern zu wecken. Man kann nur dringend wünschen, daß der 2. Teil das Ganze bald abrundet.

Rübte

Schönes Schwabenland

Der vom Landesverkehrsverband Württemberg in der Baden-Württembergischen Verlagsanstalt, Banholzer & Co., Stuttgart-Bad Cannstatt, in dritter Auflage herausgebrachte Bildband „Schönes Schwabenland“ (Ganzleinen DM 13.50), für dessen Planung und Gesamtbearbeitung der verdiente Geschäftsführer des Landesverkehrsverbandes, R. H. Mühlhäuser, verantwortlich zeichnet, zeigt in rund 200 ausgewählten meist ganzseitigen Bildern die Schönheiten der württembergischen Landschaftsräume, seiner Städte, Dörfer und Menschen. Dabei sind die Bilder der einzelnen Landschaften so zusammengefaßt, daß sie eine harmonische Folge ergeben. Die Landeshauptstadt Stuttgart gibt den Auftakt, dann folgen Schwarzwaldvorland und Schwarzwald, Neckarland, Hohenlohe, Schwäbischer Wald, Schwäbische Alb, Oberschwaben, Allgäu und Bodensee. So kann man beim Durchblättern des Bandes in Ruhe und Beschaulichkeit eine ausgedehnte und erlebnisreiche Reise durch das schöne Schwabenland tun. Ja, vielleicht würde man all die reizenden Motive, die uns dieser wohldurchdachte Bildband bietet, bei einer realen Reise gar nicht entdecken.

Dieses Buch kann mehrere Aufgaben zugleich erfüllen: einmal dem landschaftlich bewanderten Betrachter Erlebnisse und Eindrücke wieder in Erinnerung bringen, zum andern den Schwaben und Freunden des Schwabenlandes in aller Welt ein Stück Heimat sein, jungen Menschen ihre Heimat näher bringen, und alle diejenigen Leser, die noch nicht Gelegenheit hatten, das schöne Württemberger Land kennenzulernen, anregen, dem Gedanken des Wanderns und besinnlichen Reisens wieder mehr Raum zu geben.

Die Texte des Bildbandes sind dreisprachig (deutsch, englisch, französisch) gehalten. Deshalb eignet sich das Buch vortrefflich als Geschenk ins Ausland. Eine bemerkenswerte Einführung schrieb Otto Rombach. Schade ist nur, daß die drucktechnische Ausführung dem reichen Inhalt nicht ganz angemessen ist. Man hätte sich für ein solches Geschenkbuch besseres Papier und vor allem sorgfältigeren Druck der Bilder gewünscht.

Derselbe Verlag legt den *Bildkalender „Württemberger Land“* vor (DM 3.90). 53 geschmackvolle, große Fotos geben einen Querschnitt durch das Land mit seinen vielfältigen Schönheiten zu jeder Jahreszeit. Landschaft, Kunst, Architektur, Brauchtum und Mensch kommen gleichermaßen zu Wort. Der Kalender ist mit Sorgfalt und Liebe zusammen gestellt, jedes einzelne Motiv ist ausgewogen; damit auch Freunde Schwabens im Ausland sich daran freuen können, wurden die Bildtexte in drei Sprachen verfaßt (deutsch, englisch, französisch).

Rübte

Gottlob Ernst, 6000 Jahre Bauerntum im oberen Gäu. Lieferung 2. – Anlässlich des Erscheinens der 1. Lieferung wurde bereits auf das Heimatbuch von G. Ernst hingewiesen. Der vorliegende 2. Teil behandelt auf Grund eingehender Archivstudien: Die Gaugrafschaft Nagold, die Urmarkung Gütlingen und die Abtrennung der Markung Deckenpfronn, deren Flurnamen und Wälder, Wiesen Wildzäune u. a. Dann folgt die Siedlungsgeschichte des Dorfes (Prof. Dr. Dölker deutet den Namen des Dorfes Deckenpfronn = Dekans Pfründe) und die Beschreibung der Markung. Abschnitt V handelt von der „Herrschaft“. Auch diese Lieferung 2 beweist vorbildliche Gründlichkeit und Auswertung aller Quellen, um das geschichtliche Bild eines Dorfes und seiner Landschaft aufzuhellen.

H. Schwenkel

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8-16 Uhr
Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1955/56

Die Veranstaltungen außerhalb Stuttgarts werden von den Vertrauensmännern, wie üblich, durch Vervielfältigungen und die Tagespresse bekanntgemacht. Im folgenden sind deshalb nur die Vorträge für Stuttgart und Umgebung angezeigt. Wir bitten alle Mitglieder, für den Besuch der Veranstaltungen im Freundes- und Bekanntenkreis zu werben. Der Eintritt ist im allgemeinen frei; es wird jedoch um einen freiwilligen Unkostenbeitrag gebeten.

Der Naumburger Dom und seine Bildwerke

*Vortrag von Dr. Mühlmann, Jena
mit Lichtbildern*

Mittwoch, 11. Januar, 19.30 Uhr im Hörsaal des Landes- gewerbeamtes, Kienestr. 18.

Württembergische Landschaften ändern ihr Gesicht

- aus der Arbeit des Landschaftspflegers und Land- schaftsarztes -

*Vortrag von Dozent Dr. K. Buchwald
Leiter der Landesstelle für Naturschutz und Land- schaftspflege
mit Farblichtbildern*

Mittwoch, 8. Februar, 19.30 Uhr im Saal der Technischen Werke, Stuttgart, Lautenschlagerstr. 21.

Die Waldenser im heutigen Baden-Württemberg

- das Geschick ihres Volkstums, insbesondere das ihrer Sprache -

*Vortrag von Dr. Friedrich E. Vogt
mit Lichtbildern und Tombandaufnahmen*

Mittwoch, 7. März, 19.30 Uhr in der Aula der Staats- bauschule, Kanzleistr. 29.

Wer kennt die Heimat?

*Geselliges Beisammensein
mit verschiedenen Darbietungen
nebst Preis-Bilderraten*

Mittwoch, 4. April, 19.30 Uhr, Saalbau Rosenau. Dabei sollen die schönsten Farbaufnahmen unserer Mitglieder der letzten Jahre vorgeführt und mit Preisen bedacht werden; das Preisgericht wird aus den Teilnehmern selbst bestehen. Hieran wird sich ein Preis-Bilderraten schließen; als Preise sind Freifahrten ausgesetzt. Außerdem sind verschiedene andere Beiträge vorgesehen. *Anmeldung erforderlich.*

Einbanddecken für den Jahrgang 1955

Bestellungen auf Einbanddecken für den Jahrgang 1955 und vorausgehende Jahrgänge der „Schwäbischen Heimat“ werden ab sofort angenommen. Der Preis von 1.50 DM pro Decke kann voraussichtlich gehalten werden; dazu kommen die Kosten für Porto und Verpackung. Im übrigen besteht auch dieses Jahr wieder die Möglichkeit, das Einbinden selbst durch die Geschäftsstelle vermittelt zu erhalten; Preis (ohne Decke) 2.50 DM pro Einband, zusätzlich Porto und Verpackung. Wir bitten gegebenenfalls um Zusendung der Hefte nebst Inhaltsverzeichnis des betreffenden Jahrganges. Die Bestellungen können in Anbetracht der uns gesetzten Lieferzeit nicht vor 1. April ausgeführt werden. Rechnung wird beigelegt.

Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe liegen Prospekte folgender Firmen bei:
Bausparkasse der Deutschen Volksbanken A. G.,
Schwäbisch Hall,
Verlag Günther Neske, Pfullingen und
Verlag W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart.
Wir bitten unsere Leser um freundl. Beachtung.

Vorschau

auf die Veranstaltungen des Jahres 1956

Wir geben hiermit eine kurze Vorschau auf die Veranstaltungen des Jahres 1956 zu dem Zweck der Vormerkung der betreffenden Termine durch unsere Mitglieder. Die ausführliche Anzeige dieser Veranstaltungen erfolgt in den Heften 1 und 2 des Jahres 1956.

Wir nennen zunächst die Veranstaltungen, die sich an die Mitglieder des ganzen Landes wenden. Die Jahreshauptversammlung wird, wiederum gemeinsam mit der Hauptversammlung des Verbandes der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine, am 16. und 17. Juni in Schwäb. Hall stattfinden, wobei, außer der eigentlichen Mitgliederversammlung, Referate, ein größerer Geschichtsvortrag, Führungen und Fahrten sowie die Teilnahme an einer Freilichtaufführung vor St. Michael vorgesehen sind. Über Pfingsten, vom 12. bis 14. Mai möchten wir auch im Jahre 1956 unsere Mitglieder in Ochsenhausen zusammenführen, um von dort aus am Pfingstmontag eine ganztägige Orgelfahrt mit Konservator Dr. W. Supper zu unternehmen; für den Abend des Pfingstsamstag ist ein Vortrag von Prof. Dr. Tintelnot aus Göttingen über barocke Feste angesetzt, für den Abend des Pfingstsonntag Lesungen aus barocken Komödien mit verbindenden Worten, eine besondere Stunde soll der Orgel von Ochsenhausen gelten, während an die Stelle der Führung durch Kloster und Kirche am Vormittag des Pfingstsonntag ein Vortrag über die Kunstsinnung des Barock treten dürfte. Der Ferienkurs des Jahres 1956 wird wiederum in der ersten Ferienwoche, vom 21. bis 28. Juli stattfinden. Er gilt diesmal Natur und Landschaft, Volkstum, Kunst und Kultur der Lande zwischen der Südwestalb, dem Hegau und dem östlichen Schwarzwald; Standort wird Rottweil sein, eine Stadt, die gründlich kennenzulernen hierbei Gelegenheit sein wird. Ganztägige Studienfahrten sind geplant: 1. nach Villingen, St. Georgen, Triberg, Schramberg und Alpirsbach, 2. nach dem Dreifaltigkeitsberg, dem Witthoh, dem Steinbruch Höwenegg, nach Engen mit der Achquelle, 3. in die Baar mit Lupfen und Karpfen, nach Donaueschingen (Museum) und zur Wutachschlucht; dazu kommen zwei halbtägige Studienfahrten, u. a. nach Trossingen und Schwenningen mit Industrieführungen. An künstlerischen Darbietungen sind ins Auge gefaßt worden eine kirchenmusikalische Feierstunde, ein literarischer Abend „Die Heimat im Spiegel der Dichtung“ und ein geselliger Abend, für den die Mitwirkung guter Mundartdichter und einer Trossinger Harmonikagruppe vorgesehen ist. Vorträge werden gehalten werden über Rottweil im südwestdeutschen Raum von Oberstudiendirektor Franz Betz, über den geologischen Aufbau des zu besuchenden Gebietes von Studienrat Dr. J. Stemmer, über die industrielle Entwicklung in demselben Bereich

von Syndikus Dr. Mußler, über die Bildwerke der Lorenzkapelle von Pfarrer Dr. theol. Dr. phil. G. Merkle, über die Fasnet im schwäbisch-alemannischen Raum von Willy Baur; auch die Zimmersche Chronik soll gewürdigt werden. Mindestens ein Nachmittag wird Führungen durch die Stadt Rottweil und ihre Kirchen, einschließlich von Rottenmünster, vorbehalten bleiben. Den Abschluß der Landesveranstaltungen im Jahre 1956 wird voraussichtlich eine Tagung für Feiergestaltung auf dem Lande, vielleicht über das verlängerte Wochenende vom 6. bis 8. Oktober, bilden.

Die Ortsgruppen des Bundes werden auch im kommenden Jahr verschiedene Studien- und Lehrfahrten durchführen. Die Ortsgruppe Groß-Stuttgart wird voraussichtlich folgende Fahrten veranstalten (Änderungen vorbehalten): 1. am 15. April eine ganztägige Fahrt vorwiegend kunstgeschichtlicher Art unter Führung von Dr. A. Schahl mit Prof. Dr. Dölker für den volkskundlichen Teil nach Holzgerlingen, Hildrizhausen, Rohrau, Gärtringen, Kuppingen und Sindlingen; 2. vom 29. April bis 1. Mai eine dreitägige Fahrt ins Elsaß (ohne Straßburg) mit Besuch von Rosheim, des Odilienbergs, von Schlettstatt, der Hohkönigsburg, ferner von Reichenweiher, Colmar, Tann und vielleicht Mömpelgard, bei gutem Wetter mit Begehung der Vogesenhochstraße; 3. am 13. Mai eine volkskundliche Fahrt mit Prof. Dr. Dölker, deren Orte noch nicht feststehen; 4. am 2. und 3. Juni eine zweitägige Fahrt in die mittlere Schweiz, voraussichtlich mit Landeskonservator W. Genzmer, wobei Zürcher und Vierwaldstädter See sowie die große barocke Wallfahrtskirche Maria Einsiedeln besucht werden; 5. am 30. Juni und 1. Juli eine zweitägige Fahrt unter Führung von Oberregierungsrat Dr. H. Kluge in das wenig besuchte Gebiet zwischen Regnitz und Main mit Steigerwald und den schönsten, an dessen Rändern gelegenen, Orten; 6. am 15. Juli eine ganztägige Fahrt mit Landforstmeister R. Lohrmann nach Schloß Grafeneck, ins Lautertal (Landschaftsgeschichte, Schafweiden, Burgruinen) und die anschließende Hochalb; 7. am 2. September ins obere Gäu mit Gottlob Ernst (Aidlingen, Deufringen, Gedingen, Deckenpfronn, Gültlingen, Sulz a. d. Eck, Oberjettingen mit Kühlenberg); 8. am 16. September mit Landeskonservator Walther Genzmer ins Hohenzollerische, dazu nach Belsen, Burgfelden und auf die Schalksburg; 9. am 29. und 30. September eine zweitägige Fahrt mit Dr. A. Schahl „Bodenrücken und Schienerberg“ (Untersee ohne Konstanz und die Reichenau). Außerdem sind mehrere halbtägige Fahrten an Samstagnachmittagen geplant. Die übrigen Ortsgruppen verständigen ihre Mitglieder von ihren Fahrten durch Vervielfältigungen.

Raber u. Märcker

Neuzeitliche Büromaschinen

STUTTGART FRITZ-ELSAS-STRASSE 46/48 TELEFON 94751/52



ADREMA
EXACTA

Zum Stifter-Jahr erschien neu

JOHANN APRENT

Adalbert Stifter

eine zeitgenössische Biographie

Mit Einleitung und Erläuterungen von Professor
Dr. Moriz Enzinger. 116 Seiten. Pappband DM 5,80

Arent war der „Eckermann Stifters“. Als Freund und Gleichgesinntem teilte ihm Adalbert Stifter viele Umstände und Ereignisse aus seinem Leben, vor allem aus seiner Jugend, mit, denn er hatte ihn selbst zu seinem Biographen ausersehen. Aus diesem Grunde ist die vorliegende Biographie ein wichtiges Dokument über Adalbert Stifter.

„Diese Lebensschilderung ist die beste, die die reichhaltige Stifterliteratur aufzuweisen hat, da sie aus unmittelbarem Erleben heraus und im Geiste einer unverbrüchlichen Freundschaft geschrieben ist. Die wertvollen Erläuterungen Enzingers machen die Schrift zu einem vollständigen Quellenwerk über Leben und Wirken des Dichters.“
Regensburger Tages-Anzeiger

VERLAG HANS CARL NÜRNBERG

Max Rumpf

DEUTSCHES HANDWERKERLEBEN

244 Seiten, 106 Abbildungen. Leinen DM 15,-

Der Verfasser zeichnet in der ihm eigenen lebendigen und flüssigen Sprache ein plastisches Bild des deutschen Handwerks und seiner geschichtlichen Entwicklung. Besonders interessieren die Ausführungen über das Zunftwesen und über Sitten und Brauchtum der verschiedenen Handwerkszweige sowie die sorgfältig ausgesuchten, zum Teil bisher unveröffentlichten Bilder.

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Buchreihe Große Naturforscher

SOEBEN ERSCHIEN: BAND 19

Fridtjof Nansen

Polarforscher und Helfer der Menschheit

Von Dr. Ludwig Nockher
Ministerialrat i. R.

Mit 7 Abbildungen und 2 Landkarten
1955. 237 Seiten 80
Halbleinen DM 14,50

Fridtjof Nansens kühne Durchquerung Grönlands und seine erfolgreiche Nordpolar-Expedition haben unsere Kenntnis von diesen Gebieten wesentlich bereichert. Auf seinen Erfahrungen aufbauend konnten andere Polarforscher wie Amundsen und Rasmussen weiter vordringen.

Das Bild der Persönlichkeit Nansens wäre unvollständig, wenn wir ihn nicht auch als den großen Helfer der Menschheit würdigen würden, der sich schweren Herzens entschloß, auf die Fortführung seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu verzichten, um dem an ihn ergangenen Ruf zu folgen und den in Not befindlichen Menschen zu helfen.

WISSENSCHAFTLICHE VERLAGSGESELLSCHAFT MBH
STUTTGART

Th. Hornberger

DER SCHÄFER

Landes- und volkskundliche Bedeutung eines Berufsstandes in Süddeutschland

246 Seiten Text. 88 Bilder. 48 Notenbeispiele. Leinen DM 14,60

Das Buch geht allen Problemen nach, die mit dem Beruf des Schäfers zusammenhängen und schildert ihn als eigenständige menschliche Gemeinschaft in all ihren Daseinsformen und Lebensäußerungen. Dabei werden ebenso die äußerlichen, organisatorischen und wirtschaftlichen Belange behandelt wie die inneren Triebkräfte. Besondere Aufmerksamkeit wird dem Schäferbrauchtum, den Schäferfesten und Schäferliedern geschenkt.



VOLKSBANKEN

BEWÄHRT SEIT 100 JAHREN

Die Landschaft am „Schwäbischen Meer“

als Schauplatz zweier historischer Romane

HANS JENSEN

Schach dem Abt

334 Seiten

Leinwand 10.80 DM

In sehr unterhaltsamer, ja amüsanter Weise bietet Hans Jensen hier ein Stück Kulturgeschichte um den Bodensee aus der Zeit, da Abt Anselm II., ein großer Förderer der Kunst und Berater der Kaiserin Maria Theresia, dem Kloster Salem vorstand und unter den Händen der Meister Peter Thumb als Baumeister, Feuchtmayer als Stukkateur und des Hofmalers Götz die Wallfahrtskirche Birnau entstand. Noch heute ist sie ein Juwel der Bodenseelandschaft, und mit ihrer Geschichte hat der Roman zugleich ein liebenswertes Spiegelbild der Menschen eingefangen.

fluch der Drei

Ein Roman aus Konstanz,
großer Zeit

400 Seiten

Leinwand 12.80 DM

In Konstanz tagt das Konzil (1414-1418). Drei Päpste streiten sich um den Thron. Kardinäle, Geistliche und Mönche, Könige, Fürsten, Ritter und Patrizier, Kaufleute und Künstler, Ketzer und Abenteurer strömen in die Stadt und erleben zusammen mit der Bevölkerung ein Stück Weltgeschichte. Wie ein Mosaik entsteht unter den ordnenden Händen von Hans Jensen ein mit Spannung geladenes, großes kulturgeschichtliches Bild des ausgehenden Mittelalters.

Durch alle Buchhandlungen
erhältlich

VERLAG HERDER FREIBURG

WÜRTTEMBERGISCHE BANK

(früher Württembergische Notenbank)

STUTTGART-N

Friedrichstraße 22

Ruf *99401



*Besorgung aller
bankmäßigen Geschäfte
Annahme von Spargeldern*



Göppingen

Poststraße 44 · Ruf 3941

Reutlingen

Marktplatz 9 · Ruf 7551

Tübingen

Karlstraße 3 · Ruf 3107

Ulm / Donau

Sattlergasse 10 · Ruf 2471



NEUERSCHEINUNG

Mitte Dezember gelangt zur Ausgabe

GUSTAV WAIS

Stuttgart im 19. Jahrhundert

150 Bilder mit stadtgeschichtlichen,
baugeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Erläuterungen

(Format 19×26 cm) In Leinen DM 14.80

Hier bieten sich in vorzüglichen Reproduktionen dem Beschauer alte
Stuttgarter Baulichkeiten und Straßenbilder dar, vornehmlich nach
Aquarellen des Kunstmalers August Federer, die um die Jahr-
hundertwende entstanden sind. Ihnen schließt sich eine Reihe anderer,
teils wenig, teils nicht bekannter Aquarelle, Gemälde, Stiche und
Lithographien aus dem letzten Jahrhundert an. Den insgesamt 150
Abbildungen hat der Verfasser stadtgeschichtliche, baugeschichtliche
und kunstgeschichtliche Erläuterungen beigegeben.

An Hand dieser liebenswerten Neuerscheinung, die eine reizvolle
Ergänzung zu dem unten angezeigten Werke „Alt-Stuttgarts Bauten
im Bild“ darstellt, werden viele Stuttgarter und viele Freunde der
Stadt gerne ihre Erinnerungen auffrischen oder aber auch das alte
Stuttgart erst kennenlernen wollen.

Vom gleichen Verfasser sind früher erschienen

Alt-Stuttgart

Die ältesten Bauten, Ansichten und Stadtpläne bis 1800

Mit stadtgeschichtlichen, baugeschichtlichen und kunstgeschichtlichen
Erläuterungen, 58 großenteils unveröffentlichten Tafeln, darunter
3 farbigen, sowie 4 Skizzen. Zweite, nach den neuesten Forschungen
ergänzte Auflage

XIV, 315 Seiten. In Leinen (Format 21×29,7 cm) DM 39.60

„Professor Wais hat mit dieser 2. Auflage der Stadt Stuttgart und
zuletzt sich selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt.“

Amtsblatt der Stadt Stuttgart

Alt-Stuttgarts Bauten im Bild

640 Bilder, darunter zwei farbige, mit stadtgeschichtlichen, baugeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Erläuterungen. XXXII, 696 Seiten
auf Naturkunstdruckpapier

· In Leinen gebunden (Format 21×29,7 cm) DM 55.-

„Es gibt keine deutsche Stadt, die in unserer Zeit so gut dargestellt
ist wie durch die beiden großen Bücher von Gustav Wais.“

Südd. Rundfunk

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART



FISCHER BÜCHEREI

Das gute Buch für jedermann

Die Bände des Jahres 1955

- 71 PEARL S. BUCK, Stolzes Herz
- 72 RICHARD GERLACH, Ich liebe die Tiere
- 73 DAS GESCHICHTSBUCH, Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Johannes Hartmann
- 74 JOCHEN KLEPPER, Der Kahn der fröhlichen Leute
- 75 JOHAN BOJER, Die Lofotfischer
- 76 LUTHER, Auswahl aus seinen Schriften
Auswahl K. G. Steck; Einleitung Helmut Gollwitzer
- 77 ANNE FRANK, Das Tagebuch
- 78 ERIC AMBLER, Schirmers Erbschaft
- 79 FRANZ ALTHEIM, Gesicht vom Abend und Morgen
Von der Antike zum Mittelalter
- 80 B. TRAVEN, Der Banditendoktor
- 81 MARIANNE LANGEWIESCHE, Königin der Meere
- 82 HERBERT KUHN, Der Aufstieg der Menschheit
- 83 ALBERT SCHWEITZER, Genie der Menschlichkeit,
dargestellt von Stefan Zweig, Jacques Feschotte und
Rudolf Grabs
- 84 JAMES HILTON, Leb wohl, Mr. Chips
- 85 THOMAS MANN, Herr und Hund
- 86 HEGEL, Herausgegeben von Friedrich Heer
- 87 A. LERNET-HOLENIA, Die Standarte
- 88 INGE SCHOLL, Die weiße Rose
- 89 LAOTSE, Herausgegeben von Lin Yutang
- 90 MANFRED HAUSMANN, Abel mit der Mundharmonika
- 91 KARL JASPERS, Vom Ursprung und Ziel der Geschichte
- 92 G. K. CHESTERTON, Das Geheimnis des Paters Brown
- 93 FRIEDRICH SCHNACK, Dorine vom Amselberg oder
Der glückselige Gärtner
- 94 KONZERTFUHRER NEUE MUSIK, Von Manfred Gräter
- 95 EVELYN WAUGH, Tod in Hollywood
- 96 EDZARD SCHAPER, Das Leben Jesu
- 97 PLATON, Mit den Augen des Geistes (Bruno Snell)
- 98 JAMES A. MICHENER, Die Brücken von Toko-Ri
- 99 G. VON BODELSCHWINGH, Friedrich von Bodelschwingh
- 100 DANTE, Die Göttliche Komödie (Großband: DM 2.90)
- 101 RILKE, Rodin
- 102 E. VON NASO, Seydlitz
- 103 AUGUSTINUS, Bekenntnisse (Urs von Balthasar)
- 104 MARTIN BUBER, Die Geschichten des Rabbi Nachman
- 105 JEAN GONO, Das Lied der Welt
- 106 PAUL NETTL, Mozart

Jeder Band DM 1.90

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Die Bücher des Wissens sind durch ein ● gekennzeichnet

FISCHER BÜCHEREI
FRANKFURT/MAIN UND HAMBURG

Ein neuer Roman der schwäbischen Dichterin

MARIA MÜLLER-GÖGLER

DER HEIMLICHE FRIEDE

269 Seiten Leinen 8,80 DM

— ein Zeitroman? Oder ein Liebesroman? Er ist beides und spielt aus den letzten Monaten des zweiten Weltkriegs in die Nachkriegszeit hinein. Schauplatz ist die Landschaft eines zauberhaft uralten süddeutschen Riedes und seiner Umgebung. Dort begegnet die junge Dorflehrerin Theresia einem gefangenen französischen Offizier aus dem nahen Lager. Eine leidenschaftliche, doch nur verhalten geäußerte Liebe erfaßt die beiden. Wie sehr eine solche Liebe bedroht ist, zeigt das tragische Schicksal des Bauernmädchen Lisbeth, das die Geliebte eines französischen Gefangenen wurde.

Farbig und lebensvoll wie die Landschaft treten dem Leser die Gestalten des Buches entgegen: außer den Hauptgestalten eigenwillige Bauern, von denen viele einen heimlichen Frieden verwirklichen, indem sie ihre Fremdarbeiter trotz aller Verbote wie eigene Leute behandeln, der ehrgeizige und politisch verblendete Jugendgespiele Theresias, eine politisch fanatische Baronin, der edelkundende Baron von Freiberg, seine Familie und andere. Hinter der Riedlandschaft, über der sich das Schloßchen des Barons als Arche des Friedens erhebt, leuchtet als Traum und Sehnsucht Theresias die Heimat Victors auf, Frankreich, das sie niemals gesehen hat, dessen Geist und Leben sie aber aus Büchern kennt und als Ergänzung des eigenen Wesens liebt.

Mutig und wahrhaftig, in einer Sprache, die nicht der Sensation, sondern der dichterischen Verwandlung der Erscheinungen dient, wird das Geschehen dargestellt.

KATZMANN-VERLAG TÜBINGEN